Die

Könige in der Verbannung.

Von

Alphonse Daudet.

Übersetzt von H. Brandt.

Berlin.
Wiener'sche Verlagsbuchhandlung.

Einleitung.

Es hat zu allen Zeiten Fürsten und Könige gegeben, die — einer höheren Macht weichend — ihren Thron verlieren und aufgeben mußten. Entweder trat dieser Fall ein als Nachwirkung irgend eines Krieges mit mächtigeren Staaten, oder aber das eigene Volk erhob sich gegen den unbeliebten, „unmöglichen" Herrscher und veranlaßte ihn zur Abdankung oder Thronentsagung. Kein entthronter Herrscher wäre nun wohl in dem Lande geblieben, dessen Oberhaupt er bis zur Katastrophe gewesen war. Er mußte sich also ein anderes Vaterland suchen, welches ihm fortan Gastfreundschaft gewährte.

Mit großer Vorliebe wird zu diesem Zweck Frankreich von den entthronten Fürstlichkeiten gewählt. Der vorliegende Roman führt uns eine ganze Serie von depossedierten Herrschern vor welche alle die Metropole Frankreichs, das herrliche Paris, zum Aufenthaltsort erkoren haben.

Unter diesen ist es hauptsächlich der König Christian II. von Illyrien, nebst seiner Gemahlin, der Königin Friederike und ihrem Sohne, dem kleinen Grafen von Zara, welche im Mittelpunkt dieser Erzählung stehen, und für welche wir das Interesse des geachteten Lesers erwecken möchten. Auch diese Königsfamilie hatte der Gewalt weichen, Thron und Land im Stiche lassen müssen und in dem gastlichen Paris Aufenthalt genommen.

I.

Der erste Tag.

Die Königin Friederike war erst gegen Morgen eingeschlafen. Während ihres fieberhaften Schlummers fühlte sie trotz ihrer Erschöpfung im beängstigenden Traum die ganze Not und Verlassenheit einer verbannten entthronten Königin. Sie empfand die ganzen Schrecknisse und hörte nochmals das Getöse einer zweimonatlichen Belagerung. Sie sah im Traum blutige und kriegerische Szenen; aus diesen schauerlichen Visionen ihrer nervösen Abspannung fuhr sie jetzt in jähem Entsetzen auf.

„Zara! — Wo ist Zara?" rief sie.

Eine ihrer Dienerinnen näherte sich dem Bett und sagte leise: „Seine Königliche Hoheit der Graf von Zara schläft ganz ruhig in seinem Zimmer; Madame Eleonore ist bei ihm."

„Und der König?"

„Der ist gegen Mittag in einem Hotelwagen ausgefahren."

„Allein?"

„Nein. — Seine Majestät hatte den Rat Boscovich bei sich."

Während der Zeit, in welcher die Dienerin in ihrer dalmatinischen Mundart langsam sprach, hatte sich die Königin nach und nach von den Schrecknissen des Traumes erholt.

„Schon fünf Uhr! . . . schnell, Petscha, kleide mich an . . . ich schäme mich, so lange geschlafen zu haben."

Es war fünf Uhr und heute der prachtvollste Tag, der im Sommer des Jahres 1872 die Pariser aufheiterte.

Als die Königin auf den Balkon des Hotel des Pyramides hinaustrat, stand sie ganz verwundert still ob des prächtigen Anblickes. Unter ihr lag das herrliche Paris mit seinem rastlos pulsierenden Leben und Treiben. Das herbe Gefühl des Verbanntseins beruhigte sich nach und nach bei dem sich ihr bietenden Anblick. Eine wohlthuende Wärme durchströmte sie, ihre durch schlaflose Nächte gebleichten Wangen röteten sich sanft, und sie dachte bei sich: „Gott, wie schön ist es hier!" —

Die unglücklichsten Menschen werden häufig durch ihnen ganz unbewußte Tröstung und Stärkung wieder aufgerichtet. Dies empfand in diesem Augenblicke selbst diese entthronte Königin, die infolge eines Volksaufstandes mit ihrem Gemahl und ihrem Kinde in die Verbannung hinausgeschleudert worden war, und die eine der schönsten Kronen Europas verloren hatte.

Jedoch während sie sich noch an der herrlichen Natur erfreute, schauerte die arme Verbannte wieder zusammen. Da unten — zu ihrer linken Hand — nach dem Eingange des Gartens zu, erhebt sich ein gespensterhaftes Gebäude mit schwarzen Mauern, zersprungenen Säulen und einstürzendem Dach — ganz ruinenhaft — und ganz am Ende in der Seine sich spiegelnd ein fast ganz erhaltener Pavillon, dessen eiserne Balkons durch die Flammen geschwärzt sind. — Das ist alles, was von dem Palast der Tuilerien übrig geblieben ist.

Dieser Anblick verursachte ihr eine tiefe Rührung und traurige Erinnerung. Es ist noch keine zehn Jahre her, da hatte sie dort mit ihrem Gemahl gewohnt. — Oh! es erschien ihr als ein trauriger prophetischer Zufall, daß sie jetzt gerade diesen Ruinen gegenüber ihr Heim aufschlagen mußte!

Es war im Frühling 1864. Seit drei Jahren verheiratet, war die Gräfin von Zara glückliche Gattin und Kronprinzessin. Jedermann liebte sie, jeder verehrte sie. Was gab es für Bälle und Feste in den Tuilerien! — Unter diesen einstürzenden Mauern glaubte sie dieselben noch zu sehen. Visionenhaft tauchten die Erinnerungen an diese herrlichen Feste in ihr auf. War

es nicht dort, wo sie mit ihrem Kousin Maximilian getanzt hatte — noch acht Tage vor seiner Abreise nach Mexiko? — Ja — dort war es. . . . Eine Quadrille von Kaisern und Königen — von Kaiserinnen und Königinnen getanzt . . . . die Quadrille aus der „Schönen Helena“ . . . Max, sorgenvoll an seinem blonden Bart kauend, Charlotte, neben Napoleon ihm gegenüber, strahlend vor Freude, Kaiserin zu sein. . . . Wo waren sie heute, alle diese Tänzer jener prächtigen Quadrille? — Alle tot, verbannt oder dem Wahnsinn verfallen! Trauer über Trauer! Unglück ohne Ende! Der liebe Gott war jetzt nicht mehr mit den Königen!

Dann erinnerte sie sich, was sie alles seit dem Tode des alten Leopold gelitten hatte, durch welchen die Doppel-Krone von Illyrien und Dalmatien auf ihr Haupt überging. Ihre Tochter, ihre Erstgeborene, wurde ihr inmitten der vielen Festlichkeiten durch eine jener unnennbaren Krankheiten entrissen, welche ganze Geschlechter dahinraffen. — Die Beerdigungsfeierlichkeiten, der Schein der Wachskerzen mischte sich mit dem Scheine der Illumination in den Straßen der Stadt.

Zu diesem großen Schmerz gesellte sich die Angst und Sorge, welche ihr die schwächliche Gesundheit ihres Sohnes verursachten; das war Bekümmernis, die nur sie allein kannte, und die sie ganz geheim in ihrem Frauenstolz verbarg.

Ihre ganze Vergangenheit stieg vor ihrem Geiste wieder auf, alle ihre Erlebnisse rollten vor ihrem inneren Auge vorüber. Angesichts des großen Palastes der Könige von Frankreich glaubte sie noch die Todesschreie auf der Terrasse ihres Schlosses zu Laibach zu hören.

Sie sah im Geiste die letzte Sitzung ihrer bleichen Minister, welche — halb närrisch vor Furcht — den König anflehten, doch abzudanken, — dann die Flucht in der Nacht quer durchs Gebirge — der König und sie in bäuerlicher Verkleidung — die Dörfer in Aufruhr und ebenso im Freiheitsrausch wie die Städte, Freudenfeuer auf allen Berggipfeln — sie sah sich,

wie sie in einer Bauernhütte ihren Sohn mit einer Schale Milch erquicken mußte — sie gedachte des plötzlichen Entschlusses, zu welchem sie der König gedrängt hatte, sich in das ihm noch treu gebliebene Ragusa zurückzuziehen, — dann kam das zwei Monate dauernde Bombardement mit all seinen Schrecken, das Königskind lag todkrank danieder, — endlich erfolgte die Übergabe des Platzes, dann kam die traurige Einschiffung inmitten einer ungeheuren schweigsamen Menschenmenge — das französische Schiff führte sie hinweg zu anderen Unglücklichen, in das Unbekannte der Verbannung, während hinter ihnen die siegreiche Fahne der illyrischen Republik aufflatterte. . . . Alles dies brachten ihr die Ruinen der Tuilerien in die Erinnerung zurück.

„Das ist schön, dies Paris, nicht wahr?“ sagte plötzlich dicht neben ihr eine jugendliche, freudige Stimme.

Der König war soeben mit seinem kleinen Prinzen auf dem Arm auf den Balkon hinausgetreten und zeigte ihm von hier aus die herrlichen grünen Bäume und die lebhafte Straße.

„Oh — gewiß — schön, wunderschön“, sagte das Kind, ein armer Kleiner von fünf bis sechs Jahren mit scharfen Zügen und hochblonden, kurzgeschnittenen Haaren, der sich ganz erfreut überall umsah und sich nur wunderte, daß er hier keinen Kanonendonner mehr hörte. Für ihn fing die Verbannung ziemlich freudvoll an.

Auch der König hatte nicht mehr eine so ernste traurige Miene, — seit zwei Stunden hatte er sogar ein lustiges Wesen angenommen und kontrastierte darin merkwürdig mit der Königin.

Es waren dies überhaupt zwei ganz verschiedene Typen und Charaktere. Er — hager und schwächlich, mit blasser Gesichtsfarbe, mit schwarzen frisierten Haaren und hellem Schnurrbart, welchen er fortwährend mit seiner bleichen schmalen Hand drehte, — mit schönen, etwas unruhigen Augen und etwas unentschlossenem kindlichen Blick, der auszudrücken schien: „Wie jung er noch ist!“

(Er hatte soeben die Dreißig überschritten.)

Die Königin dagegen war eine kräftige Dalmatinerin von ernstem Aussehen und seltenen Gebärden. Prachtvolles blondes Haar mit dem in Venedig und im Orient so beliebten rötlichen Schimmer bedeckte ihr Haupt und umrahmte ihr edles Gesicht.

Christian war ihr gegenüber etwas zaghaft und geniert, erkundigte sich nach ihrer Gesundheit, — wie sie geruht habe, und wie ihr die Reise bekommen sei.

Sie antwortete ihm freundlich, beschäftigte sich aber doch hauptsächlich mit ihrem Sohne.

„Er sieht schon besser aus, als dort unten", sagte Christian halblaut.

Die Königin fand dies auch, und beide waren über diese Besserung sehr erfreut.

Währenddessen hatte sich vor dem Hotel in der Straße eine ungeheure Menschenmenge angesammelt, welche das Königspaar anstaunte, dessen Ankunft in Paris schnell bekannt geworden war.

Der König, hierdurch geniert, fragte Friederike, ob sie mit ihm hineingehen wolle.

Letztere — in diesem Augenblick noch ganz Königin — wollte der Antipathie der Menge Trotz bieten.

„Weshalb?" sagte sie, „es ist so schön auf dem Balkon." —

„Ja — was ich sagen wollte — ich hatte es ganz vergessen,... Rosen ist da mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter — er wünscht Dich zu sehen."

Bei dem Namen Rosen, welcher in ihr die treuen Dienste desselben wieder in Erinnerung brachte, leuchteten die Augen der Königin auf.

„Mein braver Herzog! Ich erwartete ihn", sagte sie. Bevor sie ins Zimmer zurückkehrte, warf sie noch einen Blick auf die Straße hinab. Ihr gerade gegenüber schwang sich ein Mann auf die Grundmauer des Gitters der Tuilerien, und überragte von dieser Höhe aus die ganze zusammengerottete

Menge. — Das war gerade wie in Laibach — als man auf ihr Fenster geschossen hatte.

Friederike fürchtete ein ähnliches Attentat und zog sich zurück.

Aber — nur eine breite Stirn, ein geschwenkter Hut, im Winde flatternde Haare, der laute Ruf: „Es lebe der König!" — das war alles, was sie von diesem unbekannten Freunde gewahren konnte, welcher es wagte, mitten im republikanischen Paris, vor den trümmerhaften Tuilerien, einen König ohne Krone leben zu lassen.

Dieser sympathische Zuruf hatte sie angenehm berührt, und der Eindruck davon wurde durch den Anblick des alten Rosen noch gehoben.

Der General, Herzog von Rosen, früherer Militär-Bevollmächtigter, hatte vor drei Jahren Illyrien verlassen, als der König ihm seinen Vertrauensposten abnahm und denselben an einen Liberalen übergab. Er wollte dem König darüber grollen, daß er ihn so kalt geopfert hatte und ihn ohne ein Wort des Bedauerns oder des Abschieds hatte abreisen lassen, ihn — den Sieger von Mostar, von Livno, den Helden der großen montenegrinischen Kriege.

Nachdem er Schloß und Grundbesitz verkauft hatte, setzte er sich in Paris fest, verheiratete dort seinen Sohn, und drei lange Jahre hindurch schien sein Zorn über die Undankbarkeit seines Königs, über sein Leben ohne Zweck immer noch zu wachsen. Und jetzt — bei der ersten Nachricht von der Ankunft des königlichen Paares eilte er ohne zu zögern, sich demselben wieder zur Disposition zu stellen.

Dem Könige war dieses erste Zusammentreffen peinlich. Um sich dem zu entziehen, sagte er zu Rosen mit dem Tone einer kordialen Herablassung:

„Ah, — mein lieber General — Sie hatten recht . . . ich habe die Zügel zu locker gelassen und bin abgeworfen worden!"

Als er sah, daß der alte, treue Staatsdiener sein Knie beugte, hob er ihn hochherzig auf und drückte ihn lange an seine Brust. Aber niemand hätte den alten Rosen verhindert, sich vor seiner Königin aufs Knie zu werfen, und der respektvolle Handkuß dieses alten schnurrbärtigen Gesichts machte auf diese einen wunderbaren Eindruck.

„Ah — mein armer Rosen, mein armer Rosen!“ murmelte sie. — Dabei verbarg sie ihre Thränen.

Dem alten Soldaten entging es nicht, wie sehr die Königin gelitten hatte, — aber um seine Bewegung zu verbergen, erhob er sich schnell, wandte sich zu seinem Sohne und seiner Schwiegertochter und kommandierte gerade so, als ob er vor dem Feinde stünde:

„Colette, Herbert, kommt und begrüßt Eure Königin!“

Der Fürst Herbert von Rosen, beinahe ebenso groß als sein Vater, mit eckigem Gesicht und unschuldigen Wangen, trat näher, gefolgt von seiner jungen Frau. Er stützte sich mühsam mit einem Stock. Vor acht Monaten hatte er bei dem Rennen in Chantilly sich ein Bein gebrochen und zwei Rippen eingedrückt. Der General bemerkte hierzu, daß er sowohl wie sein Sohn — ohne diesen Unfall — sicherlich zu ihm nach Ragusa gekommen wären.

Die Königin konnte ein Lächeln nicht verbergen und drückte dem General lebhaft die Hand.

Christian, immer mit seinem Schnurrbart beschäftigt, verließ die junge Pariserin nicht mit den Augen, sie schien ihn förmlich bezaubert zu haben.

Zum Teufel, dieser Herbert! — Wo hatte er ein solches Kleinod auffinden können!

Das war der Reiz der Neuheit für ihn, — in Illyrien existierte dieser Typus von Frauenschönheit gar nicht, der in allen Straßen von Paris zu finden war. So etwas konnte ihm die Verbannung erträglich machen; überdies würde dieselbe ja auch nicht lange dauern, die Illyrier würden die Republik sehr

bald satt bekommen. Höchstens zwei oder drei Monate würde er aus seinem Lande abwesend sein und als König Ferien haben, die er recht lustig verleben wollte.

„Denken Sie an, General“, sagte er, „man hat mir schon ein Haus zum Kauf angeboten, . . . da ist diesen Morgen ein Engländer gekommen . . . er verpflichtet sich, mir ein prachtvoll möbliertes Hotel, Pferde und Wagen — mit allem Zubehör und mit Dienerschaft binnen achtundvierzig Stunden zu besorgen und zwar in dem mir am besten gefallenden Teile von Paris.“

„Ich kenne Ihren Engländer, gnädiger Herr, das ist Tom Levis, der Geschäftsführer für Fremde . . . jeder Fremde, der in Paris eintrifft, erhält unfehlbar seinen Besuch, — aber ich wünschte, daß damit die neue Bekanntschaft Eurer Majestät auch zugleich beendet wäre. . .“

Fürst Herbert hatte hoch aufgehorcht, solange man von Tom Levis sprach. Auch seine junge Frau gebärdete sich sehr auffällig, so daß Christian überzeugt war, daß, wenn er Auskunft über Tom Levis haben wollte, er diese am sichersten von den jungen Leuten würde erhalten können.

Aber wozu brauchte er Tom Levis überhaupt? Er wollte weder ein Haus noch sonst etwas kaufen, und wollte die paar Monate ruhig im Hotel bleiben. Friederike gab zu, ganz derselben Meinung zu sein.

Der alte Rosen wagte einige Gegenbemerkungen. Dieses Hotelleben schien ihm nicht für das illyrische Königspaar zu passen. Paris beherbergte zur Zeit viele verbannte Souveräne, und alle diese traten mit großer Pracht auf. Der König von Westfalen wohnte in der Rue de Neubourg; der König von Palermo besaß ein Haus in Saint-Mandé und machte ungeheuren Aufwand, ebenso wie der Herzog von Palma in seinem kleinen Hause in Passy.

„Ganz gut“, sagte Christian, „ganz gut. Alle diese Herrschaften werden Paris nie mehr verlassen, während ich darüber

ganz anders denke. Und dann, lieber Rosen, habe ich einen sehr triftigen Grund, weshalb ich kein Haus kaufen will, — man hat uns da unten alles genommen. Einige Hunderttausend Franks bei Rothschild in Neapel und unser ärmliches Diadem, unsere Krone, welche Madame de Silvis in einer Hutschachtel gerettet hat, das ist alles, was uns bleibt."

Und er fing an, wie ein Kind zu lachen über sein Unglück.

Der Herzog lachte nicht.

„Sire", sagte er bewegt, „wenn Sie mir die Ehre erzeigten und mir Ihr Bedauern darüber ausdrückten, mich so lange aus Ihrer Umgebung und aus Ihrem Herzen entfernt zu haben ... würde ich Sie um eine einzige Gnade bitten: Mag Ihre Verbannung kurze oder lange Zeit dauern, übertragen Sie mir wieder den Posten, welchen ich in Laibach in der Nähe Eurer Majestät bekleidet habe — den Posten als Chef des Zivil- und Militär-Kabinetts!"

„Seht mal den Ehrgeizigen!" sagte der König heiter. — Dann fügte er hinzu: „Aber ich habe ja jetzt weder Zivil- noch Militär-Kabinett, mein armer General .... Die Königin hat ihren Kaplan und zwei Dienerinnen ... Zara seine Gouvernante .... Ich habe Boscovich für die Korrespondenz mitgenommen und Meister Lebeau, um mich zu rasieren .... Das ist alles!"

„In diesem Falle möchte ich noch bitten, Majestät wolle huldreichst meinen Sohn Herbert als Adjutant und seine Gemahlin als Ehrendame und Vorleserin für die Königin annehmen."

„Von meiner Seite ist dies bereits zugestanden", sagte die Königin lächelnd zu der hoch erfreuten Colette.

Zugleich konnte Prinz Herbert dem Könige für die Bestallung zum persönlichen Adjutanten danken.

„Ich werde morgen die drei Ernennungen zur Unterschrift vorlegen", fuhr der General respektvoll fort, damit zugleich an-

zeigend, daß er sich wieder ganz im Besitz und in Ausübung seiner früheren Funktionen fühlte.

Bei diesen Worten, die er so lange Zeit und so oft feierlich hatte ertönen hören, ließ der junge König einen entmutigten Blick über seine Gestalt gleiten; ein Blick auf die neue Ehrendame der Königin heiterte ihn aber derartig auf, daß er ganz zufrieden mit seinem Schicksal wurde. Auch die Gemahlin Herberts schwamm in Wonne. — Man denke sich! — Sie — Ehrendame der Königin Friederike — Colette Sauvadon, die Nichte des Weingroßhändlers Sauvadon in Bercy! — Was würde man hierzu sagen in der Rue de Varennes, in der Rue St. Dominique — in deren exklusiven Salons ihre Vermählung mit Herbert von Rosen so große Verwunderung erregt hatte? — Sich an Rosen wendend, sagte jetzt der König: „Wir werden heute die erste Mahlzeit in der Verbannung einnehmen; ich wünsche sehr, daß wir dabei fröhlich sind in Gesellschaft unserer Freunde!“

Der etwas sonderbare Blick des Generals über diese in den höchsten Kreisen ganz abnorme Einladung veranlaßte ihn zu den Worten:

„Ich weiß, ich weiß — wir haben alle Etikette während der Belagerung vergessen und verlernt, aber unser neuer Chef des Kabinetts wird Mittel finden, dies zu verbessern. Ich wünsche aber nur, daß er damit erst morgen beginnen möge.“

In diesem Augenblick wurde gemeldet, daß das Diner Ihrer Majestäten bereit sei.

Die Prinzessin Herbert hatte sich schon bereit gehalten, den Arm des Königs Christian zu nehmen; dieser aber, ohne sich um die anderen Gäste zu kümmern, führte die Königin zu Tisch. Was man auch sagen mag, alles Hof-Zeremoniell war doch nicht in den Kasematten von Ragusa geblieben. Was bei diesem Diner am meisten störend wirkte, das war die unverhältnismäßig lange Tafel und die geringe Anzahl der Gäste. Der König und die Königin hatten an einem Ende derselben Platz genommen,

ohne irgend einen anderen Gast neben sich oder als Gegenüber zu haben. — Die kleine Fürstin Rosen konnte darüber gar nicht hinwegkommen. Sie erinnerte sich wohl, daß bei einem Diner, welchem sie in den letzten Tagen des Kaiserreichs in den Tuilerien beigewohnt hatte, der Kaiser und die Kaiserin ganz gut bürgerlich einander gegenüber gesessen hatten. Sie stellte weitere Vergleiche an.

Die Toilette der Tischgesellschaft ließ viel zu wünschen übrig. Nur etwas imponierte ihr bei diesem Diner — das war das Gebet des Kaplans, welcher den Segen Gottes erflehte für dieses erste Mittagsmahl im Exil:

„Quae sumus sumpturi primo die in exilio . . .“ betete der Mönch mit gefalteten Händen.

„Amen!“ schloß mit ernster Stimme der abgesetzte Souverän, denn er glaubte noch an Gott und Religion.

Sogleich überließ er sich aber seiner Heiterkeit und er begann zu plaudern, vornehmlich mit der Pariserin, — in sehr gutem Französisch, nur mit einem leichten italienischen Accent, welcher ihr oft ein Lächeln abnötigte. In einem herrisch-komischen Tone erzählte er verschiedene Szenen aus der Belagerung, unter anderen die Unterbringung des königlichen Hofes in den Kasematten, und welche sonderbare Figur dabei die auffallend kostümierte Gouvernante, Marquise Eleonore de Silvis, gespielt hätte. Glücklicherweise dinierte die würdige Dame allein mit ihrem Zögling zusammen und hörte nichts von den für ihre Rechnung losgelassenen Späßen des Königs.

Später mußten ihm Boscovich und sein Barbier als Stichblatt für seinen Witz dienen.

Der Hofrat Boscovich, ein kleiner Mann, dem man sein Alter nicht ansehen konnte, furchtsam, mit wahren Kaninchenaugen, die immer nach der Seite sahen, war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, der aber eine große Vorliebe für die Botanik bekundete.

Als in Ragusa die Gerichtssäle bereits geschlossen waren,

ging er in den Gräben der Festung noch botanisieren, während schon die Granaten und Bomben über ihn hinwegflogen.

Der König warnte ihn in scherzhafter Weise, aber es half bei ihm nichts.

Die Prinzessin Herbert hatte jetzt nur Augen für den König, und merkwürdigerweise suchte auch Christian den Abstand zwischen sich und Colette immer mehr zu verringern.

Die Königin schien sich an den Gesellschaftsabenden ganz auf die Unterhaltung mit ihrem gewöhnlichen Nachbar, dem alten Herzog Rosen, zu beschränken.

Von der Königin erfuhr der alte Herzog die näheren Details der ganzen Belagerung, sowie die Namen derjenigen treuen Anhänger, welche für ihren König das Leben gelassen hatten. Sodann wandte die Königin sich ihrer Hofdame zu: „Kommen Sie, Prinzessin, wir wollen sehen, ob Zara schläft!" Sie betraten beide das Schlafzimmer des Kleinen.

Eine der Dienerinnen saß auf einem Koffer und schlief — es war dies eine Dalmatinerin.

Neben dem Tisch saß die Gouvernante, ein Buch vor sich, auf den Ellbogen gestützt, und war ebenfalls in Schlummer versunken. Selbst der Eintritt der Königin weckte sie nicht; der kleine Prinz aber rieb sich sofort mit seinen kleinen Händchen die Augen und wurde ganz munter. Seit einigen Monaten war er so sehr daran gewöhnt, aus dem Schlafe gerissen und schnell angekleidet zu werden, daß er nur noch einen ganz leisen Schlaf hatte.

„Guten Abend, Mama", sagte er, „müssen wir schon wieder fliehen?"

„Nein, nein, mein Kind", beeilte sich die Mutter zu antworten, „wir sind in Sicherheit, schlafe ganz ruhig!"

„O, — desto besser", — sagte der Kleine — „dann gehe ich mit dem Riesen Robistor wieder nach dem Glasberg — das war so hübsch."

„Das sind die Geschichten, welche ihm Madame Eleonore

erzählt" sagte die Königin sanft, — „das arme Kind hat weiter keine Zerstreuung — aber wir müssen doch bald auf etwas Besseres bedacht sein."

Dann legte sie ihm das Kopfkissen zurecht, wie es jede andere bürgerliche Mutter gethan haben würde — wobei Colette von Rosen ganz absonderliche Gedanken über Königinnen in ihrem Kopfe verarbeitete.

Als die Königin ihr Kind zum Abschied küßte, fragte der kleine Prinz ängstlich: „Ist das Kanonendonner, oder ist es das Meer, was ich brausen höre?"

Die Königin horchte ein Weilchen gespannt auf das dumpfe, mächtige Getöse, das von unten heraufkönte:

„Das ist nichts, mein Kind! — Das ist nur das gewöhnliche Straßengeräusch in Paris! Schlafe ruhig!" —

Und der kleine verstoßene Prinz, dem man Paris immer als Zuflucht genannt hatte, schlief voller Vertrauen in der Stadt der Revolutionen wieder ein.

Als die Königin und die Prinzessin nach dem Salon zurückkamen, fanden sie dort eine sehr elegante junge Dame, mit welcher der König in lebhafter familiärer Unterhaltung sich befand, während sich die übrige Gesellschaft in respektvoller Entfernung hielt.

Die Königin konnte nur gerührt und bewegt ausrufen:

„Maria!"

„Friederike!"

Und sie flogen einander in die Arme.

Das war die Herzogin von Palermo. — Etwas größer und weniger schlank als ihre illyrische Kousine, schien sie einige Jahre älter zu sein. Mit ihren schwarzen Augen und ihrem schwarzen Haar sah sie einer Italienerin gleich, obwohl sie am bayrischen Hofe geboren war. Friederike, als Waise, war mit dieser Kousine zusammen in München erzogen worden, und — trotzdem das Leben sie getrennt hatte, bewahrten sie sich doch eine lebhafte Anhänglichkeit.

Sie teilten sich also gegenseitig ihre traurigen Lebensschicksale mit.

Maria wandte sich zu Christian:

„Für alle Fälle mein Kompliment, Kousin. . . . Sie sind gefallen als ein König!"

„O", sagte er, auf Friederike zeigend, „der wahre König von uns beiden ist sie!"

Mit einer Geste verschloß ihm die Königin den Mund.

„Wir wollen rauchen, Herbert", sagte der König zu seinem Adjutanten, und beide gingen hinaus auf den Balkon.

Der Abend war köstlich, die Blüten der Kastanienbäume im Tuileriengarten hauchten ein erfrischendes Aroma aus.

„Dies Paris ist doch wunderbar schön", sagte Christian von Illyrien, den Rauch seiner Zigarre von sich blasend, „die Luft ist hier ganz anders wie anderswo! Wenn ich daran denke, daß zu dieser Stunde in Laibach schon alles schlief, alles dunkel war! — Ich fange an zu glauben, daß man hier bei den Pariser Vergnügungen noch etwas lernen kann, und Du, mein braver Adjutant, wirst mir dabei behilflich sein!"

„Gewiß, Majestät", antwortete Herbert stolz . . . „Bei der großen Oper — überall kennt man mich als einen Mann, der zu leben versteht. Man nennt mich nur den Roi de la Gommel"

Während sich Christian die Bedeutung dieses neuen Wortes erklären ließ, ergingen sich die beiden Königinnen in langen Erzählungen und flüsternden Gesprächen.

Im Salon plauderten der Pater Alphée und der alte Herzog ebenfalls leise.

„Er hat ganz recht", sagte der Kaplan, „sie ist der wahre König. Wenn Sie sie gesehen hätten, wie sie zu Pferde Tag und Nacht die Vorposten abritt! Als es im Fort Saint-Ange Kugeln regnete, war sie es allein, welche den Soldaten durch ihre eigene Haltung Mut einflößte. Tapfer ist sie bis zum äußersten, aber kein ernster Glaube, und um den Himmel und

eine Krone wiederzugewinnen — Herr Herzog — dazu gehört Glaube!"

Der Mönch hatte sich durch seine Rede ganz aufgeregt.

„Ruhig, ruhig, Pater Alphée — kommen Sie!" Der Herzog fürchtete, daß Colette sie hörte.

Diese war mit dem Rat Boscovich allein geblieben, welcher sie von seinen Pflanzen unterhielt. Seine ganze Unterhaltung roch nach trocknen Pflanzen und Bücherstaub.

Sie ließ sich diese Langeweile gefallen, war sie doch unter einem Dach, in einem Zimmer mit dem König und zwei Königinnen gewesen — dafür konnte man schon etwas Ungemach ertragen. Nur die lange Unterhaltung zwischen Christian und Friederike machte ihr Kummer. Für ihr Leben gern hätte sie gewußt, um was es sich dabei handelte.

„Ich muß mit Seiner Majestät gehen", sagte Herbert leise zu seiner Gemahlin — „mein Vater wird Dich nach Hause führen."

Der König seinerseits sagte zu ihr:

„Rechnen Sie mir dies nicht zu schwer an, Prinzessin — sein Dienst beginnt jetzt."

„Jeder Augenblick unseres Lebens gehört Ihren Majestäten", antwortete die junge Frau, überzeugt, daß es sich um irgend eine wichtige, geheime Sendung handelte — vielleicht um ein erstes Rendez-vous von Verschworenen.

O! — wenn sie auch hätte dabei sein können! — Ja — sie auch! . . .

Der König wollte sich von den Damen verabschieden, aber — „man weint da drinnen", sagte er, „ich gehe nicht hinein."

Auf der Straße sprudelte seine Freude förmlich über. Er legte seinen Arm in den seines Adjutanten und sagte vergnügt:

„Siehst Du, das ist hübsch, so allein zu gehen, wie jeder andere Mensch, Herr seiner Worte und Handlungen zu sein, auch mal den Kopf nach einem hübschen Mädchen umdrehen zu können, ohne daß Europa darüber aus den Fugen geht . . . Siehst Du,

das ist das Schöne an der Verbannung. Als ich vor acht Jahren hierherkam, habe ich Paris nur von den Fenstern der Tuilerien aus gesehen ... Diesmal will ich alles kennen lernen ... überall hingehen ... Sapristi! — Aber wir wollen einen Wagen nehmen, mein lieber Herbert!"

Dieser wollte dagegen protestieren, aber der König ließ sich nichts ausreden.

„Ich kann nicht verlangen, daß mein Führer gleich am ersten Abend müde werden und ausspannen soll."

Er rief einen Fiaker an, der eben über den Place de la Concorde fuhr, sprang leicht in den Wagen hinein und holte seinen Adjutanten nach.

„Wo soll's hingehen, mein Prinz?" fragte der Kutscher, ohne zu ahnen, daß er diesmal so wahr gesprochen hatte.

Und Christian von Illyrien rief ihm fröhlich zu:

„Nach Mabille!"

II.

Ein Royalist.

Während eines scharfen und schneidenden eiskalten Regens, der an einem ebenso kalten Dezembertage in Paris niederfiel, durchwanderten zwei Mönche, die man ihrer braunen Kapuze nach als dem Orden der Franziskaner angehörig erkennen konnte, die Straßen, wobei man leicht merken konnte, daß sie etwas suchten. Sie gingen mit glattrasiertem, unbedecktem Kopf, — die Regentropfen setzten sich in spitzen Eisstacheln in dem haarigen Zeug der Kutte fest, — ihr Marsch war jedenfalls kein angenehmer. Sie gingen mit großen Schritten den Abhang der Straße Monsieur-le-Prince hinab. In der Mitte der neuen Bauten, durch welche das lateinische Viertel — das Quartier Latin — umgestaltet wird, in den breiten Öffnungen und Lücken, durch welche infolge des Abrisses von Gebäuden unter heftigem Staub die Originalität und die Erinnerung an das alte Paris verloren geht, hat die Rue Monsieur-le-Prince immer noch den Charakter einer Schul- oder einer Schülerstraße beibehalten. — Die Schaufenster und Auslagen der Buchhändler, die Eier- und Butterhandlungen, die Garküchen, die Trödelkrämer, „Ein- und Verkauf von Gold und Silber“ und allerlei andere Geschäftsladen wechselten hier ab bis zum Hügel Sainte Geneviève, und die Studirenden durchlaufen sie fortwährend zu jeder Tageszeit, das heißt nicht mehr die Studenten von Gavarni mit langem Haar und wollenem Barett, sondern die zukünftigen Advokaten,

sorgfältig gekleidet und behandschuht, mit ungeheuren Marokinmappen unter dem Arm, die Gesichter kalt und unbeweglich wie reine Geschäftsagenten. Oder aber es waren zukünftige Ärzte mit schon etwas freierem Auftreten, die sich mehr der materiellen Seite zukehrten, sich überhaupt wie Menschen benahmen, dabei tüchtig studierten, ihr physisches Leben nach Kräften ausdehnten, gleichsam aus Rache oder Entschädigung für ihre fortwährende Beschäftigung mit dem Tode.

Zu dieser noch frühen Morgenstunde kamen eine Menge junger Mädchen noch im Schlafrock und mit Pantoffeln, mit verschlafenen Augen oder mit solchen, die von Nachtwachen gerötet waren, die Haare in einem Netz zusammengerollt, über die Straße gelaufen, um bei dem Milchhändler Milch zu ihrem Frühstück zu holen. Die einen lachten und hüpften durch das Graupelwetter, andere gingen wieder sehr erhaben und würdevoll, indem sie ihre Blechkanne mit großer Geschicklichkeit, ihre alten Schuhe und schlotterigen Kleider mit majestätischem Gleichmut trugen, der einer Feenkönigin würdig war.

Die sich begegnenden Mädchen und Studenten begrüßten sich untereinander. „Sieh da — Lea!" — „Guten Morgen, Clemence!" — Man rief sich von einer Straßenseite nach der andern, man gab sich Rendez-vous für den Abend, wobei die Mädchen häufig geuzt und ein wenig gekränkt wurden. Es war gar nicht ungewöhnlich, von einer so geärgerten Schönen mal die ganz gut gemeinten Worte zu hören: „Scheren Sie sich Ihrer Wege, Sie unverschämter Kerl!"

Man denke nun, wie sich die beiden Kuttenträger durch all diese Jugend und all diesen Liebreiz hindurchschlängeln mußten. Die jungen Mädchen lachten die armen Mönche weidlich aus, aber doch nur verstohlen, denn der eine der beiden Franziskaner, mager, trocken und braun wie Johannisbrot, hatte ein wahrhaft fürchterliches Piratengesicht mit buschigen Augenbrauen, und unter seiner groben Kutte kamen nervige und athletische Muskeln zum Vorschein.

Weder er noch sein Konfrater schienen sich um das Leben auf der Straße irgendwie zu kümmern. Sie verfolgten mit großen Schritten ihren Weg, die Augen immer nach dem Ende derselben gerichtet. Sie schienen alle beide etwas zu suchen. Kurz vor der breiten Treppe, welche hinunter nach der Ecole de médecine führt, machte der Ältere dem anderen ein Zeichen.

„Hier ist es!"

Es war ein armseliges möbliertes Hotel, davor eine grüne Barriere mit einer Glocke daran. Auf einer Seite der Barriere befand sich der Laden eines sogenannten fliegenden Buchhändlers, auf der anderen Seite lag die „Brauerei du Rialto" — ohne Zweifel so genannt, weil junge Damen in venezianischer Tracht darin die Gäste bedienten.

„Ist Mr. Elysée ausgegangen?" fragte einer der Mönche im Vorübergehen im Büreau des Hotels an.

„Ausgegangen, zu dieser Stunde? — Warum fragen Sie nicht lieber, ob er schon zurückgekehrt ist?"

So hatte die korpulente, im Büreau sitzende Frau geantwortet.

Als sie jedoch die Mönchskleidung gewahrte, änderte sie den Ton und sagte einfach:

„Mr. Elysée Méraut wohnt Zimmer Nr. 36 im fünften Stockwerk am Ende des Ganges."

Die Franziskaner stiegen nach oben und suchten, konnten sich aber in dem Wirrwarr von Gängen, Thüren und Treppen nicht gleich zurecht finden. Endlich im fünften Stockwerk angekommen, sahen sie sich neuen Schwierigkeiten gegenüber. Es war oben ziemlich dunkel und man konnte kaum die Nummern an den Thüren unterscheiden.

An einzelnen dieser Thüren waren Visitenkarten befestigt, wie z. B. „Mlle. Alice" — ohne irgend welche andere Bezeichnung der Beschäftigung — etwas sehr Ungenügendes, denn es waren mehrere Konkurrenten von demselben Handwerk im Hause.

Die beiden Mönche klopften also aufs Geratewohl an irgend eine Thür an.

„Man muß laut rufen", sagte der eine Mönch, und sogleich ließ er ein „Monsieur Méraut" auf dem Flur erschallen.

Ebenso laut erschallte die Antwort vom Ende des Ganges her, und als sie die richtige Thür geöffnet hatten, fuhr der Bewohner des Zimmers freudig fort:

„Sind Sie es, Pater Melchior? — Ich glaubte schon, man brächte mir einen Geldbrief! Aber treten Sie ein, Ehrwürden, und seien Sie willkommen, — nehmen Sie Platz, wo Sie welchen finden!"

Das war in der That bei dem Möblement des Zimmers mit den umherliegenden Büchern und allerlei Gerümpel gar nicht so leicht.

„Immer noch mein Schmutzloch von Wohnung, Pater Melchior! — Ja — ich bin bei meiner Ankunft in Paris vor achtzehn Jahren hier abgestiegen und seit der Zeit nicht von der Stelle gewichen. — Und was habe ich für Träume und Hoffnungen in allen Winkeln begraben! — Ich bin sicher, daß, wenn ich jemals diese armselige Wohnung verlasse, der beste Teil meines eigenen Ich hier zurückbleibt. — Als ich nach dort unten abreiste, habe ich sie natürlich behalten, denn . . ."

„Na — und Ihre Reise?" fragte der Pater Melchior, indem er seinem Genossen einen Wink mit den Augen gab. — „Ich glaubte, daß Sie längere Zeit fortbleiben würden! . . . Was ist denn vorgefallen? Hat Ihnen das Amt nicht zugesagt?"

„Oh — um von der Anstellung zu sprechen", antwortete Méraut, indem er seine Mähne schüttelte, „da konnte man wohl nichts Schöneres finden, — Gehalt wie ein Minister, Wohnung in einem Palast, Pferde, Wagen, Dienerschaft. — Jedermann war mir zugethan, der Kaiser, die Kaiserin, die Erzherzöge — trotzdem war es mir langweilig! — Mir fehlte Paris, namentlich das Viertel, in dem ich heimisch bin, die Luft, die ich hier atme. Und dann" — fuhr er mit ernster werdender Stimme

fort — „Sie kennen meine Gedanken, Pater Melchior. Sie wissen, daß ich aus Ehrgeiz diesen Subalternposten angenommen habe — ich wollte einen König aus diesem kleinen Menschen machen, einen wahrhaften König, ihn für seine große Rolle vorbereiten, aber es ging nicht — Liberale, Fortschrittsmänner, Reformatoren, die ich an dem Hofe von X... antraf, machten mir dies völlig unmöglich! — Gleich nach meinem ersten Auftreten gab es ein Geschrei im Palast: „Wo kommt er her? — Was will dieser Barbar eigentlich?" Dann hat man mich gebeten, mich rein an pädagogische Fragen zu halten.... Ein Bauer — was? Und wie man mir so kam, habe ich meinen Hut genommen und — habe die Majestäten verlassen!"

Er sprach mit starker und voller Stimme im Dialekt von Languedoc.

„Also Sie haben den Geschmack daran verloren?" fragte der alte Mönch ruhig.

„Sicherlich", antwortete der andere energisch.

„Aber alle Könige sind sich nicht gleich — ich kenne einige, denen Ihre Idee . . ."

„Nein, nein, Pater Melchior . . . es ist aus damit, ich möchte nicht noch einen zweiten Versuch machen."

Nach einigem Stillschweigen fing der schlaue Pater auf eine andere Art an:

„Hat Ihnen diese sechsmonatliche Abwesenheit geschadet, Méraut?"

„Nein — nicht allzuviel! — Onkel Sauvadon ist mir treu geblieben. Da er oft bei seiner Nichte, der Prinzessin Rosen, in die Unterhaltung verwickelt wird, hat er mich sozusagen zu seinem Konversations-Lexikon gemacht. — Alles, was er am Abend sprechen will, muß ich ihm einpauken, denn er hat eigentlich gar keine eigenen Gedanken. Nach meiner Abreise hat er fast gar kein Wort mehr gesprochen — jetzt ist er wieder obenauf. — Zur Zeit habe ich wieder zwei Walachen, denen ich Unterricht gebe — ich bin immer im Zug. Soeben habe ich eine „Be-

schreibung der Belagerung von Ragusa" — nach authentischen Dokumenten — beendigt. Es ist nichts Bedeutendes darin, nur mit dem letzten Kapitel bin ich sehr zufrieden. Soll ich es Ihnen vorlesen? Ich habe es betitelt: „Europa ohne Könige"!" —

Nach erfolgter Vorlesung fragte Pater Melchior, ob er diese Schrift nicht drucken lassen würde, — Méraut schien aber keine Lust zu haben. Außerdem hätte er dies Buch nur gegen Bezahlung und auf Veranlassung des Onkel Sauvadon für einen anderen geschrieben, der als Autor gelten wolle.

Es genüge ihm, diese Aufzeichnungen gemacht zu haben über den Helden Christian, welcher allen Souveränen ein Beispiel geben könnte. In der Schrift wäre ein Spaziergang dieses tapferen Helden unter dem Granatfeuer des Feindes beschrieben. . . .

Der zweite Mönch senkte den Kopf, denn niemand als er konnte besser wissen, was an diesem Bravourstückchen Wahres war. Aber ein höherer Wille als der seine legte ihm Stillschweigen auf, er machte nur seinem Konfrater ein Zeichen und dieser fragte plötzlich:

„Und gerade wegen des Sohnes dieses Helden habe ich Sie aufgesucht mit dem Pater Alphée, Almosenier des Illyrischen Hofes. — Würden Sie die Erziehung des königlichen Prinzen übernehmen?"

„Sie werden bei uns weder Paläste noch Staatskarossen finden", schaltete hier Pater Alphée ein, „noch die Freigebigkeit des Hofes von X... Sie werden Ihre Dienste abgedankten Fürstlichkeiten weihen, welche schon seit einem Jahre im Exil leben, welches sich noch längere Zeit fortsetzen kann. — Ihre Ansichten sind die unseren . . . . der König hat wohl einige liberale Neigungen, aber nach seinem Fall hat er deren Nutzlosigkeit eingesehen. — Die Königin . . . die ist wahrhaft erhaben! Sie werden ja sehen!"

„Wann?" fragte der hierdurch Aufgeklärte — urplötzlich wieder ergriffen von seiner Chimäre, einen König nach seiner

Einbildung zu schaffen, wie ein Schriftsteller irgend ein Werk herstellt.

Zur Stunde kam er mit dem Pater Melchior über das nächste Rendez-vous überein.

Wer war nun eigentlich Méraut? — Elysée Méraut war der Sohn seines Vaters, der in dem Teil der Vorstadt, welchen er bewohnte, nur „Meister Méraut“ genannt wurde.

Meister Méraut, seines Zeichens ein Leinweber, war ein Royalist vom reinsten Wasser — es lag so in der Familie —, er schwärmte für das monarchische Königstum.

In seiner Wohnung hatte er ein eingerahmtes Bild, welches das Porträt des Königs Heinrich IV. enthielt, darüber ein großes Siegel von rotem Siegellack auf blauem Briefpapier. Der Siegelabdruck, rund wie eine große Münze, zeigte in der Mitte ein Andreaskreuz mit der lateinischen Umschrift: „Fides, spes“. Das war Mérauts Devise: „Glaube, Hoffnung“ — und ganz in diesem Sinne in bezug auf das Königstum hatte er auch seinen Sohn Elysée erzogen. Dieser war ganz in die Fußtapfen seines Vaters getreten, in bezug auf allgemeine und wissenschaftliche Bildung hatte er aber seinen Papa und seine Brüder vollständig überflügelt, so daß man ihm wirklich schon sehr verantwortliche Stellungen übertragen hatte. Er hatte studiert.

Meister Méraut war gestorben — sein letzter Ausruf war gewesen: „Es lebe Henri IV.“ Elysée war an sein Sterbebett geeilt, um ihm die Augen zuzudrücken. Der Alte konnte in seinem Todeskampf nur noch seiner Frau zuflüstern: „Sei ruhig wegen der Kinder . . . Herzog von Athis . . . sehr gut notiert. . . .“ Das was alles, was er noch hervorbringen konnte.

Dieser Herzog von Athis war ein royalistischer Gönner von ihm, der ihm einst versprochen hatte, für seine Kinder zu sorgen.

Elysée hatte bereits seine Karriere eingeschlagen. Gleich nach dem Tode seines Vaters erhielt er die Berufung an den

Hof zu X..., verblieb dort aber nur sechs Monate, und nun sollte er den Sohn des Königs Christian erziehen! —

Wie wir gesehen, hatte er bereits halb und halb zugesagt — plötzlich wurde er anderen Sinnes und schrieb an den Pater Melchior am Vorabende des Weihnachtsfestes: „Ich nehme die Stelle nicht an."

Der Mönch protestierte nicht dagegen, er antwortete nur: „Heut abend Rue Fourneaux, in der Christmesse hoffe ich Sie zu überzeugen und zu gewinnen."

Der Abend der Zusammenkunft war da, — es war gegen Mitternacht, als Elysée Méraut bei dem Franziskanerkloster in der Rue des Fourneaux eintraf. Die Sterne am dunklen Nachthimmel leuchteten im hellen Glanze, und er glaubte darunter beinahe denjenigen wiederzuerkennen, welcher die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem geführt hatte.

Das Kloster, welches ungefähr in der Mitte der Häuserreihe lag, hatte sein Portal weit geöffnet, im Klosterhofe erblickte er zwei oder drei Equipagen, deren kostbare Bespannung und Beschirrung unsern Méraut erstaunen ließen.

Das Hochamt hatte bereits begonnen, Orgelton und Gesang erschallten aus der Kirche, die in der seltsamen Beleuchtung einen feierlichen Anblick gewährte.

Die kirchliche Zeremonie wurde mit all dem Pomp exekutiert, den die katholische Religion vorschreibt. Als sich die fromme Menge zu der hell beleuchteten Jesus-Krippe hindrängte, bemerkte Elysée darunter — in der vordersten Reihe — zwei elegante Herren in moderner Kleidung und zwei ebenso elegante Damen in dunkler Toilette, deren eine einen kleinen Knaben führte, der mit gefalteten Händen zu beten schien.

„Das sind Königinnen", sagte ganz leise eine alte Frau zu Méraut.

Dieser zitterte. — Er trat näher und er erkannte an ihrem aristokratischen Exterieur den König Christian von Illyrien und

den Herzog von Palermo. Die Damen waren die beiden Gemahlinnen der entthronten Herrscher.

Diese Zusammenkunft hier an geweihter Stätte hatte der schlaue Priester in Szene gesetzt, um Méraut zur Annahme der Präzeptorstelle bei dem jungen Prinzen geneigt zu machen. Elysée dachte beim Anblick des lieblichen Knaben darüber nach, wieviel Kenntnisse und zarte Sorgfalt erforderlich sein würden, um die Erziehung desselben würdig zu beenden.

Der Priester hatte aber erreicht, was er erreichen wollte. Elysée Méraut nahm das ihm angebotene Amt eines Erziehers des jungen Grafen von Zara an und unterzog sich den Pflichten desselben mit der größten Gewissenhaftigkeit.

Wir müssen hier noch etwas über Méraut Vater und Sohn nachholen, ehe wir in unserer Erzählung fortfahren.

Wie wir bereits wissen, hatte der gute Herzog von Athis dem braven Leinweber Méraut versprochen, für seine Kinder zu sorgen. Hierdurch war der Alte urplötzlich von Ehrgeiz für seine Söhne ergriffen worden, und da die ältesten bereits aus dem Vaterhause fort waren und nach dem Wunsche des alten Méraut ihre Lebenskarriere eingeschlagen hatten, so übertrug er jetzt seine ganzen Hoffnungen auf Elysée, — er wollte gar zu gern einen großen Mann aus ihm machen. Er schickte ihn zuerst nach dem wissenschaftlichen Lehrinstitut eines gewissen Papel, eines von den spanischen Flüchtlingen, welche die Städte im Süden von Frankreich nach der Kapitulation von Marotto anfüllen. Dieses Institut befand sich in dem Schlächterviertel der Stadt, in einem baufälligen, verschimmelten und bemoosten Hause, dicht bei der Kathedrale. Um nach dem Institut zu gelangen, brauchte man nur die Reihe der zusammengedrängten Budiken zu verfolgen an mit Eisenspitzen versehenen Gittern entlang, an denen ungeheure Fleischstücke aufgehängt waren, man brauchte nur dem ungesunden Geruch nachzugehen und die blutigen glibberigen Straßen zu durchlaufen.

Bei späterem Nachdenken hierüber glaubte Méraut immer

seine Kindheit im völligen Mittelalter unter der Zuchtrute und der Geißel eines grausamen Fanatikers verlebt zu haben, dessen Latein auf uns in dem schmutzigen schwarzen Schulzimmer mit den Segenswünschen und den Glockenschlägen der nahen Kirche abwechselte.

Der kleine Papel, dessen fettes, schwammiges Gesicht immer von einer bis auf die halbe Stirn heruntergezogenen weißen Mütze beschattet war, glich einem Zwerge in den Gemälden des Velasquez seiner Gestalt nach — weniger aber in seiner Kleidung. Die Stirn verdeckte er gern wegen einer dicken blauen Ader, welche von seinen Augenbrauen bis zu dem Kopfhaar hinauf sichtbar war und sein ganzes Gesicht entstellte. Aber hinter dieser sich blähenden Ader hatte er viel wunderbare Gedanken und vieles Wissen in seinem Gehirn aufgehäuft.

In der Stadt ging das Gerücht, daß sich hinter dem Namen Papel ein anderer berühmter Name verberge, und daß der Träger desselben zu einer gewissen Anonymität gezwungen sei. Wer konnte wissen, ob dieses Gerücht einen reellen Grund hatte? — Während der ganzen Zeit, welche Elysée bei diesem Lehrer verlebte und sein Lieblingsschüler geworden war, hatte er niemals von Papel ein Wort gehört, auch niemals ihn einen Brief oder Besuch empfangen sehen, wodurch dieses argwöhnische Gerücht hätte bestätigt werden können.

Nachdem Elysée hier seine Studien beendet hatte, wurde er nach Paris geschickt, um dort weiter zu lernen. Der alte Méraut ließ sich zu diesem Behuf gründlich zur Ader, das heißt, er verkaufte alles, was nur irgend möglich war, um sein Vorhaben ausführbar machen zu können.

Und es wurde möglich gemacht. Elysée bezog höhere Lehranstalten, — überall hatte er den besten Erfolg, überall erwarb er sich die Achtung und die Liebe seiner Lehrer und seiner Kommilitonen. Er hatte keinerlei Leidenschaften und frönte nicht kostspieligen Vergnügungen. Sein ganzes Streben war nur darauf gerichtet, sein Wissen und seine Kenntnisse zu vermehren,

— sein Ehrgeiz trieb ihn zu den größten Anstrengungen. Selbst als Redner hatte er sich ein bedeutendes Renommee erworben, und es fehlte ihm nicht an Zuhörern, die seinen begeisterten Worten mit Begierde und Spannung lauschten.

Durch seine Energie hatte er es dahin gebracht, daß ihm so ehrenvolle Stellungen übertragen wurden. Er war ganz der Mann dazu, Prinzen und Königssöhne zu erziehen und für ihren hohen Beruf vorzubereiten.

Nach dieser Einschaltung können wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen und sehen, wie Elysée seine Stellung ausfüllt.

III.

Der Hof zu Saint-Mandé.

Das Provisorium im Hotel des Pyramides hatte nun sechs Monate gedauert mit allen den noch nicht ausgepackten Koffern, — immer noch herrschte die Unordnung und die Ungewißheit des Lagerlebens vor. — Alle Tage kamen ausgezeichnete Nachrichten aus Illyrien. Ohne kräftige Wurzeln wollte dort die Republik nicht gedeihen. Das Volk fing schon an, seinen Fürsten zu bedauern, und eine unfehlbare Berechnung schien den Verbannten zu sagen: „Seid bereit . . . morgen geht's los!"

Man schlug keinen Nagel mehr in der Wohnung ein, alles blieb, wo es gerade stand. — „Das lohnt ja doch nicht mehr, noch eine Änderung vorzunehmen", hieß es immer.

Als die Verbannung sich aber immer mehr in die Länge zog, kam die Königin doch zu der Einsicht, daß eine Fortsetzung dieser Lebensweise der Würde ihres Ranges nur schaden könne. Man brach also das Zelt ab, man kaufte ein Haus und bezog es. Das Nomadenleben wurde jetzt ein seßhaftes.

Das neu erworbene Haus lag in Saint-Mandé, Avenue Dumesnil, in der Nähe des Bois de Boulogne.

Hier in dieser Gegend hatten sich schon einige andere der verbannten gekrönten Häupter häuslich niedergelassen, und dies hatte wohl die Wahl des Hauses beeinflußt.

Der König war anfangs ungehalten über die weite Entfernung der Wohnung von der Stadt, aber er fand darin bald

einen ihm bequemen Vorwand für seine häufige Abwesenheit vom Hause.

Überdies war das Leben hier draußen nicht allzu teuer und der Luxus ließ sich mit geringeren Mitteln bestreiten.

Die Einrichtung war sehr angenehm und bequem. Ein hübsch gelegenes weißes Haus von drei Stockwerken, mit zwei Türmchen versehen und von einem kleinen Park umgeben, ein Marstall mit zehn Pferden — Wagen- und Reitpferde — die Königin ritt alle Tage spazieren — Dienerschaft in der Livree mit den Farben Illyriens — ein Schweizer mit Hellebarde und goldenem Bandelier — alles dies war vorhanden.

Es war kaum ein Jahr her, als Tom Levis seine diesbezüglichen Offerten gemacht hatte, und wohl oder übel hatte man darauf zurückgreifen müssen. Dieser kleine dicke Mann besaß eine erstaunliche Zähigkeit und Geschäftsumsicht. Alle Taschen hatte er voll Schlüssel und Zangen, um widerspenstige Schlösser in Ordnung zu bringen, dazu besaß er eine köstliche Routine, mit Lieferanten, Handwerkern und Dienern umzugehen. — Man sagte wohl leichthin: „Laßt Euch mit Tom Levis nicht ein“, aber ohne ihn ging es ganz und gar nicht, während er selbst das Geschäft mit größter Leichtigkeit in das rechte Geleise brachte.

Jetzt war der alte Rosen in vollster Thätigkeit als Chef des Zivil- und Militärkabinetts. Er empfing alle Rechnungen, bezahlte diese und die übrigen Kosten, und führte den kleinen Haushaltungsetat so gut, verwaltete das kleine Vermögen des Königs so exakt, daß es ganz den Anschein hatte, als wenn Christian und Friederike auf großem Fuße lebten. —

Alle beide Königskinder von Geburt, hatten sie keine Ahnung von dem Preise irgend einer Sache, — ihnen genügte es, ihre Bildnisse auf den Goldstücken zu sehen, die sie ganz nach ihrem Bedarf und ihrem Vergnügen hatten prägen lassen. Das Haus in Saint-Mandé, so einfach von außen, war im Innern prachtvoll ausgeschmückt, und zwar war die Einrichtung

bis ins geringste Detail derjenigen im Schlosse zu Laibach nachgeahmt. Es fehlte nichts daran.

Christian war oft erstaunt, wie Rosen so schnell auch jeden seiner Wünsche erfüllen konnte.

„Ich begreife nicht“, sagte er dann wohl, „wie er dies mit dem wenigen, was wir haben, fertig bringt.“

Lachend fügte er dann gleich hinzu:

„Man kann übrigens bei ihm sicher sein, daß er nichts von seinem Gelde dazu nimmt!“

In Illyrien war nämlich der Name Rosen gleichbedeutend mit Harpagon. Selbst in Paris hatte er sich den Ruf als schmutziger Geizhals erworben, und dieser Ruf war noch bestätigt worden durch die von Agenten vermittelte Verheiratung seines Sohnes mit der Nichte Sauvadons.

Aller Liebreiz derselben konnte nicht verhindern, daß man diese Verbindung eine schmutzige Mißheirat nannte.

Rosen war sehr reich. Der alte Pandur, auf dessen Raubvogelgesicht alle habgierigen Neigungen ausgedrückt waren, hatte in den Kämpfen mit Türken und Montenegrinern nicht bloß allein für Ruhm und Ehre gekämpft. Er war — wie man so sagt — vom Stamm „Nimm“. Aus jedem Feldzuge kehrten seine Packwagen voll und reich beladen zurück, und das prachtvolle Hotel, welches er auf der Insel Saint-Louis bewohnte, mochte beinahe bersten von den vielen darin aufgehäuften Kostbarkeiten jeglicher Art, welche fast niemals vom Tages- oder Sonnenlicht beschienen wurden.

Die Ankunft seiner Souveräne in Paris, sowie die Ernennung zu den Hofchargen hatten die Gewohnten des alten Herzogs doch ein bißchen geändert.

Die jungen Leute waren sogleich zu ihm in sein Hotel gezogen, da ihre eigene Wohnung zu weit entfernt war.

Jeden Morgen um neun Uhr — das Wetter mochte sein, wie es wollte — fuhr Colette mit dem General nach St. Mandé zur Königin. Herbert schlief zu dieser Stunde gewöhn-

lich noch, er mußte von seinem nächtlichen Dienst als Adjutant ausruhen, denn der König hielt Wort — er holte dasjenige, was er an Vergnügungen während seines zehnjährigen Lebens in der Provinz versäumt hatte, so gründlich nach, daß ihm von den Annehmlichkeiten des nächtlichen Paris gar nichts entging.

In Saint-Mandé angekommen, begab sich Colette zur Königin.

Der Herzog betrat seinen Pavillon, in dem er sich seine Büreaus — seine Intendanz eingerichtet hatte.

Von hier aus regierte er den ganzen Hofstaat von Saint-Mandé mit den bescheidenen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote standen; er suchte redlich den unvermeidlichen Aufwand eines großen Hauses, die Wohlthätigkeitsausgaben der Königin und zuletzt auch das „Vergnügungs-Budget" des Königs immer derartig zu regulieren, daß das Staatsschiff im Gange bleiben konnte.

Christian führte ein Leben des reinsten Müßigganges. Er war fast niemals zu Hause, ebenso ging er fast nie mit der Königin zusammen aus; dies geschah nur am Sonntag, wo er sie in die Kirche zu Saint-Mandé führte und dann mit ihr beim Diner zusammentraf. Er fürchtete diese gerade, nur mit ihrer Pflicht beschäftigte Natur, deren nichtachtende Kälte ihn wie ein lebendiges Gewissen genierte. Deshalb entfloh er lieber ihrer stummen Beherrschung, die ihn bedrückte.

Friederike kannte dieses heftige und gleichzeitig weiche, dieses zerbrechliche Sklaventemperament zu gut, sie hatte ja so oft diesem beinahe kindischen Mann, welcher alle Tugenden und Untugenden der Kindheit behalten hatte, seine bedauerlichen Verirrungen verzeihen müssen.

Und dieses Verhältnis dauerte nun bereits zehn Jahre!

Friederike hatte gehofft, daß die harte Schule der Verbannung seine Vernunft reifer machen würde, — im Gegenteil konnte sie nur bemerken, daß es seit seinem Aufenthalt in Paris

mit ihm immer mehr rückwärts ging. Er lebte nur seinem Vergnügen. —

Friederike blieb trotzdem mehr als je Königin, sie vergab ihrem Ehrgeiz und ihren Hoffnungen nicht das geringste, — aus der Ferne aufgestachelt zum Kampf und Ausharren, schickte sie Brief um Brief an ihre Freunde dort unten und sandte an alle Höfe Europas lebendige Schilderungen ihres Unglücks.

Der Rat Boscovich schrieb nach ihrem Diktando, und wenn der König gegen Mittag bei ihr eintrat, überreichte sie ihm selbst die laufenden Sachen zur Unterschrift. Er unterzeichnete — alles, was sie wollte — aber mit einem kleinen Zug von Ironie in den Mundwinkeln.

Nach dieser schriftlichen Arbeit am Morgen folgte die Absendung etwaiger Privatbriefe, alsdann in der Regel eine Promenade zu Pferde.

Einmal in jedem Monat besuchte Friederike der Reihe nach alle die anderen verbannten fürstlichen Persönlichkeiten.

Der würdigste, der stolzeste unter diesen gefallenen Königen war der König von Westfalen. Dieser arme blinde Greis hatte den ganzen Pomp seines früheren Ranges aufrecht erhalten, er that aber jetzt weiter nichts mehr, als Tabaksdosen zu sammeln und Glaskästen für seine Sehenswürdigkeiten in seinen Salons aufstellen zu lassen.

Bei dem Herzog von Palermo herrschte Trauer und Mangel an Mitteln vor, während die prunksüchtige Königin von Galizien nicht das geringste in ihren früheren Gewohnheiten geändert hatte. Der Herzog von Palma, eigentlich mehr Pascher und Schmuggler als Kronprätendent, hatte nur einen Wunsch, Geld zu gewinnen. Seine Ehe mit der Herzogin war eine sehr unglückliche.

Alle diese Depossedierten hatten ein und denselben Wahlspruch auf den Lippen, welcher den ihrer Königshäuser ersetzte:

„Warum das thun? — Wozu kann es dienen?“

Friederike mit ihrem König, der es gar nicht mehr sein

wollte, hatte ihren herben Kummer, es dauerte noch so lange, bis Zara erwachsen sein würde.

Der alte Rosen sprach kaum noch ein Wort und war den ganzen Tag in seinem Büreau eingeschlossen. Die Prinzessin war nichts weiter als ein Vogel, der sich seine Federn putzt, Boscovich war ein Kind, die Marquise eine Närrin. Es blieb nur noch Pater Alphée übrig, aber dieser rauhe Mönch war am allerwenigsten im stande, Friederikens Gedanken, Zweifel und Befürchtungen zu verstehen.

Es war nun schon der zweite Winter, den Friederike in Paris verlebte. Warum schien er ihr länger und trauriger als der erste? — Fehlte ihr die geräuschvolle Abwechselung des Hotellebens? — Nein — aber in dem Maße, als sich ihr Nimbus als Königin verringerte, wurde sie auch als Frau schwächer und kleinmütiger. Das war es! —

Méraut war also wirklich Präzeptor des Prinzen Zara geworden und gab heute, an einem regnerischen Wintertage — seine erste Lehrstunde. Der kleine Prinz erkannte unbestimmt diesen großen Mann mit den durchdringenden Augen wieder, welchen man ihm in der Weihnachtsnacht in der Kirche gezeigt hatte. Nach den Geschichten der Madame de Silvis erschien er ihm in seiner Einbildung immer wie der Riese Ristor oder der Zauberer Merlin.

Bei unserem Elysée Méraut zeitigte der Anblick seines kleinen Schülers beinahe eben solche Hallucinationen, und er redete ihn mit zitternder Stimme an:

„Mein Prinz, Sie werden eines Tages König sein — Sie müssen wissen, was dies bedeutet. — Hören Sie mir wohl zu und achten Sie auf mich, und was mein Mund nicht klar auszudrücken vermag, das wird Ihnen mein respektvoller Aufblick zu Ihnen sagen."

Und nun erklärte er ihm in für ihn verständlichen Bildern und Gleichnissen das Dogma vom göttlichen Recht, die Mission

der Könige — Gott und ihren Völkern gegenüber, ihre Pflichten und ihre Verantwortlichkeit, welche andere Leute nicht haben.

Daß der kleine Prinz dies alles verstand, ist kaum wahrscheinlich.

Die Königin, welche dem Unterricht beiwohnte, war davon ganz entzückt. Vieles, was sie ihrem Sohne hatte sagen wollen — Elysée legte ihr erst jetzt die richtigen Worte in den Mund. Seine Rede kam ihr vor wie eine noch nie gehörte harmonische Musik! —

Wenn sie diese Beredsamkeit des einfachen Mannes mit dem ewigen „Wozu soll das?" ihres Gemahls verglich — sie mußte staunen. — Und das war ein Plebejer, — der Sohn eines Leinwebers!

Der kleine Prinz konnte auf die meisten notwendigen Vorfragen seines Präzeptors nichts weiter antworten, als:

„Ja, mein Herr . . . nein, mein Herr!"

Der Lehrer suchte ihn zu ermutigen, die Königin unterstützte ihn darin, der Schüler wurde dreister und die Wangen seines wachsbleichen Gesichtes röteten sich durch die angenehme Anregung.

Es war bereits Mittag, aber der Unterricht dauerte noch fort.

Die bereits im Hauptsalon zum Dejeuner versammelte Hofgesellschaft wunderte sich, daß weder der König, noch die Königin erschien.

Es wurden verschiedene Urteile über den neuen Präzeptor laut. Die Marquise konnte es diesem durchaus nicht vergeben, daß sie durch ihn ihren Zögling verloren hatte. Zur Prinzessin Colette sagte sie:

„Wenn Sie ihn heute hätten gesehen, wie ich — mit seiner langen Mähne — Sie hätten sich gefürchtet. Nur Pater Alphée konnte solchen bedeutsamen Fund machen!"

„Aber er soll doch sehr gelehrt sein", warf die Prinzessin hin.

Die andere sprang auf.

„Sehr gelehrt?" — Hat ein Königssohn Lateinisch und Griechisch notwendig? Soll er ein Lexikon werden?"

Und nun erläuterte sie der ganzen Versammlung, wie sie einen königlichen Prinzen erziehen würde.

Colette hörte ihr schon gar nicht mehr zu. Wagengerassel auf dem Vorplatz kündigte die Ankunft des Adjutanten an.

„Du kommst spät, Herbert", sagte der Herzog mit Nachdruck.

Der Prinz, obgleich schon erwachsen, zitterte immer noch vor seinem Vater, wurde rot und stammelte Entschuldigungen: „— Untröstlich — nicht meine Schuld — ganze Nacht Dienst." —

„Und der König ist auch noch nicht da", bemerkte die Prinzessin.

Ein verweisender Blick des Herzogs verschloß ihr den Mund. — Das Betragen des Königs kümmere niemand! —

„Geh schnell hinauf — Majestät wird Dich erwarten!"

Nach einigen Augenblicken kehrte Herbert zurück:

„Der König ist noch gar nicht nach Hause gekommen", meldete er.

Diese Worte wirkten wie ein elektrischer Schlag auf die ganze Versammlung.

„Ist es möglich?" —

„Noch nicht nach Hause gekommen? — Warum hat man mich nicht davon benachrichtigt?" — so brauste der Herzog auf.

Die Boa der Madame de Silvis drehte sich konvulsivisch.

„Wenn ihm nur nichts passiert ist!" rief die Prinzessin in großer Aufregung.

Aber Herbert beruhigte sie. Lebeau, der Kammerdiener, sei vor einer Stunde mit der Briefmappe fortgegangen. Er würde ja bald Nachricht bringen.

Endlich nahm Rosen wieder das Wort:

„Was wird die Königin sagen?"

Boscovich erlaubte sich, zitternd zu bemerken:

„Vielleicht hat Seine Majestät sie vorher davon in Kenntnis gesetzt.“

„Ich glaube sicherlich nicht“, bekräftigte Colette, „denn beim Dejeuner wollte sie dem König den neuen Präzeptor vorstellen. An ihrer Stelle wüßte ich, was ich zu thun hätte“, fügte sie halblaut hinzu.

Der Herzog hatte seine bürgerliche Schwiegertochter eben rektifiziert, als die Königin eintrat, gefolgt von Elysée, welcher den königlichen Prinzen an der Hand führte.

Méraut wurde durch die Königin vorgestellt.

Oh! das war eine Begrüßung von Seiten der Marquise!

Und die Prinzessin konnte keine Worte finden. Sie wurde bald bleich, bald rot. — Das war ja derselbe Mensch, an dessen Seite sie eines Tages bei ihrem Onkel gefrühstückt hatte, derselbe, der für Herbert ein Buch geschrieben hatte! — War er hier bloß aus Zufall, oder durch irgend eine teuflische Machination?

Und welche Schande für ihren Herbert, wenn dessen litterarischer Betrug bekannt würde!

Sie merkte wohl, daß Méraut sie auch wiedererkannt hatte.

„Das ist dennoch ein geistreicher Mann“, sagte sich Colette.

Herberts Naivetät und Erstaunen beim Anblick Mérauts verdarben eben alles, als er demselben die Hand reichte und sagte: „Guten Tag, wie geht's?“

„Sie kennen den Herrn schon?“ fragte die Königin nicht ohne Schadenfreude, da sie die Geschichte mit dem Memorial Ragusa bereits durch ihren Kaplan erfahren hatte. — „Aber Herr von Rosen — der König hat uns entschieden vergessen, bitte, ersuchen Sie ihn doch, sich zu uns zu bemühen!“

Es blieb nun nichts übrig, als einzuräumen, daß der König die Nacht außerhalb zugebracht habe und noch gar nicht zurückgekehrt sei.

Das war das erste Mal, daß so etwas passierte — aber daß es gerade bei der Anwesenheit eines Fremden geschah, das war nicht gut. Dennoch blieb die Königin ruhig und erkundigte sich bei dem Adjutanten, wann er Seine Majestät zuletzt gesehen habe.

„Gegen drei Uhr morgens — zu Fuß auf dem Boulevard mit dem Prinzen Axel.“

„Ah! ich vergaß — sie hatten zusammen etwas zu besprechen!“

Niemand ließ sich dadurch täuschen, jeder kannte Prinz Axel, und wußte, was für ein flotter Lebemann diese heruntergekommene Hoheit war.

„Nun zur Tafel, meine Herrschaften“, rief die Königin. Ihr fehlte jemand, der sie zu Tisch führte, da der König nicht da war. — Ohne zu zögern, ergriff sie die Hand des Grafen von Zara, ihres Sohnes, indem sie sagte:

„Kommen Sie, Sire!“

IV.

Der König macht Fiasko.

Die Uhr an der Kirche Saint Louis en l'Jle zeigt die dritte Nachtstunde.

Herbert von Rosen ist vor kaum einer Viertelstunde nach Hause gekommen und hat sein Lager aufgesucht. Er verwünscht seinen Dienst als Adjutant des Königs, der ihn immer mehr und mehr seiner angebeteten Colette entfremdet. Es ist zu traurig. Wenn er von seinen Streifzügen in der Nacht nach Hause kommt, schläft Colette längst, und wenn er dann am nächsten Tage gegen Mittag aufwacht, hat sie auch schon längst ihren Dienst bei der Königin angetreten.

Im Halbschlummer liegt er im Bett. Da wird er aufgeschreckt durch einen Lichtschimmer, der seine Augen trifft.

„Herbert, Herbert!"

„Wer ist da?"

„Aber still doch! Ich bin es, Colette!"

Sie sucht ihn auf, mitten in der Nacht, um ihm zu sagen, daß dies Leben nicht so fortgehen könne.

Er ist ganz ihrer Meinung, auch er wünscht nichts sehnlicher, als nur ganz für sich und seine angebetete Colette zu leben.

Diese dagegen glaubt nicht so unbedingt, daß ihr Ehegemahl bei den Extravaganzen des Königs, die er notgedrungen mitmachen müsse, immer so ganz wie ein keuscher Joseph sich aus der Affaire ziehen könne und nur den Mantel zu opfern brauche. Außerdem will Colette auch noch etwas anderes wissen — bei ihr liegt die Sache tiefer!

„Wenn der König unverehelicht wäre, dann könnte er ja treiben, was er will — so aber müßte er doch sich nicht so wegwerfen“, sagte Colette.

„Aber Colette!“

„Und ich begreife die Königin nicht, — sie muß kein Blut in den Adern haben!“

„Aber Colette, was sprichst Du?“

„Ich weiß, was ich sage. — Durch ihre eisige Kälte schreckt sie ihn von sich ab und treibt ihn zu seinen Streichen. Sie ist seine Mitschuldige!“

„Die Königin ist nicht kalt, sie ist nur stolz.“

„Ah! kann man stolz sein, wenn man liebt? — Wenn sie ihn liebte, dann wäre die erste außer dem Hause verbrachte Nacht auch seine letzte gewesen.“

Colette ließ sich nicht aufhalten in ihrer Rede, auch auf den neuen Präzeptor Méraut kam sie zu sprechen — sie verabscheute ihn. Herbert verteidigte denselben, da er ihn nicht wegen des Buches in Verlegenheit gebracht hätte.

„O“, — höhnte ihn Colette aus, „Du bist wirklich zu kurzsichtig und einfältig! — Hast Du noch nicht gemerkt, wie seltsam die Königin lächelt, wenn Du in ihrer Gegenwart als Autor des Buches von Ragusa genannt wirst?“

Herbert wollte schon verstimmt werden, aber Colette ließ ihn nicht dazu kommen — sie hatte noch mehr auf dem Herzen, was sie lebhafter interessierte.

Sie tätschelte ihn sanft mit ihrer kleinen Hand und fragte dann ganz direkt:

„Sage mir mal aufrichtig, Herbert — ja oder nein — hat der König jetzt eine Geliebte? — Oder spielt er, oder sucht er nur gewaltsame Zerstreuungen?“

Der Adjutant zögerte mit der Antwort. Er, der Mitkämpfer auf allen Schlachtfeldern, er durfte doch nicht Parole und Feldgeschrei verraten, — nicht aus der Schule plaudern! —

Aber die kleine Hand streichelte so süß — er widerstand nicht mehr.

„Nun gut, — ja — er hat augenblicklich eine Geliebte.“

Colettens Hand in der seinigen wurde kalt und zitterte.

„Und wer ist diese Geliebte?“ fragte die junge Frau kurz und schnaubend.

„Eine Schauspielerin bei den „Bouffes“ ... Amy Férat.“

Colette kannte diese Amy ganz genau und hielt sie für außerordentlich häßlich.

„O“, — sagte Herbert entschuldigend, „der König wird sie nicht mehr lange haben.“

„Wahrhaftig?“

„Ganz sicher — es wird nur noch einige Tage währen, dann erhält auch Amy Férat ihren Uistiti.“

„Einen Uistiti? — Was soll denn das bedeuten?“

„Ganz einfach — ich habe bemerkt, und Leute, die den König näher kennen, wissen es, daß derselbe — sobald er einer seiner Geliebten überdrüssig wird — ihr einen seiner niedlichen Uistitis als Geschenk zusendet mit der Notiz P. P. C ... Auf diese Art deutet er an, daß er sie nicht mehr liebt. — Du kennst doch diese niedlichen kleinen Äffchen, von denen sich in dem großen prachtvollen Käfig im Park eine ganze Menge umhertummeln.“

„Das ist ja abscheulich“, rief Colette entrüstet aus.

„Aber die reine Wahrheit. Im großen Klub sagt man jetzt nicht mehr, „eine Maitresse abschaffen“ — man sagt nur noch „ihr einen Uistiti schicken.“

Colette sprang auf, wie von der Tarantel gestochen; Herbert wollte sie zurückhalten, sie aber rief wütend:

„Nun habe ich genug von Deinen albernen Geschichten, — sie widern mich an!“

Dann ergriff sie ihre Lampe, nahm die Schleppe ihres Schlafrocks zusammen und stürzte aus dem Zimmer.

Herbert konnte sich ihr Benehmen durchaus nicht erklären. Colette war in ihrem auf der anderen Seite des Hotels

gelegenen Salon angekommen. Dort stand auf dem Sopha ein Korb von italienischem Stroh, und darin lag auf einem gestickten Kissen in süßer Ruhe ein reizender, kleiner, niedlicher — Uistiti — ein prachtvolles Äffchen mit Silberhaaren, um den Hals ein rotseidenes Band mit silberner Glocke geschlungen. Das Tierchen war ein Geschenk, welches ihr der König vor einigen Tagen zugesandt hatte.

O, wenn sie die Bedeutung dieses Geschenkes nur etwas früher gekannt hätte! Voller Wut ergriff sie das Tierchen, öffnete das Fenster und schleuderte das ominöse Geschenk auf die Straße hinaus. Damit hatte sie zugleich ihre Liebe — die geheime — von sich geschleudert. —

Sie hatte sich nicht etwa dem Manne Christian hingegeben, — nein — nur dem Könige von Illyrien, ihre maßlose Eitelkeit hatte sie dazu vermocht, die kleine Sauvadon — sie wollte keine Dubarry sein, sie wollte der Chauteauroux Ludwigs des Fünfzehnten nachahmen.

Jetzt warf sie sich, von Gewissensbissen gefoltert, auf ihr Bett und weinte bitterlich. —

Dazu kam die Furcht vor ihrem Schwiegervater, dem alten Herzog; denn sie hatte wohl bemerkt, daß dieser ihr nicht traute und sie scharf beobachtete, und sie war sich einer großen leichtfertigen Sünde von noch ganz neuem Datum bewußt. —

In ihrem grenzenlosen Leichtsinn hatte sie eine Szene herbeigeführt, und — von den Verhältnissen gedrängt — dabei mit solcher Kühnheit und Verwegenheit operiert, daß sie wohl verdiente, bewundert zu werden. Leider konnten die unangenehmen Folgen dieser Affaire nicht ausbleiben, wie wir später sehen werden.

Am meisten war der arme Herbert zu beklagen, dieser Prinz, der bis über die Ohren in seine Colette verliebt und in seiner Liebe so blind und voller Vertrauen war, daß er nicht hörte und sah, was in seiner nächsten Nähe vorging. Nämlich kurze Zeit vor Empfang des „Uistiti“ hatte sie noch in einem berühmten

Restaurant am Quai d'Orsay mit dem König zusammen in einem Separatzimmer diniert. Unter irgend einem Vorwand hatte sie Dispensation von der Mittagstafel der Königin erlangt.

Sie hatte mit ihrem Geliebten nahe am Fenster Platz genommen. Plötzlich erblickten beide den alten Herzog, welcher auf der anderen Seite der Straße promenierte und Miene machte, in das Restaurant einzutreten.

Jetzt war die Not groß, — Christian, der König, konnte ja ohne jede Furcht bleiben, aber Colette mußte verschwinden — aber wie dies möglich machen?

Der von der Lage der Sache in Kenntnis gesetzte Restaurateur schaffte im letzten Augenblick Rat, was sehr dringend war, denn der Herzog, der seiner Schwiegertochter überall nachspürte, hatte wohl infolge ihres heutigen Fehlens bei der Mittagstafel Verdacht geschöpft, daß Colette irgend ein galantes Abenteuer bestehen würde. Als wenn er eine Ahnung gehabt hätte, dirigierte er sich gerade nach dem Restaurant am Quai d'Orsay, in dem meistenteils Offiziere verkehrten, und postierte sich vor dessen einzigen Ausgang, um das weitere abzuwarten

Colette mußte auf den Rat des Restaurateurs schleunigst die Kleidung eines Bäckerjungen anlegen, deren zwei gerade in der Küche des Restaurants gegenwärtig waren. Ihre eigene Toilette wurde in den Korb, aus dem die Backware entfernt war, gepackt und in dieser Verkleidung — den Korb auf dem mit weißer Mütze bedeckten Kopf balancierend — verließ Colette mit dem anderen Bäckerjungen dreist das Restaurant.

Sie mußte dicht an dem Herzog vorbeigehen; dieser ließ sie vorüber ohne jedes Mißtrauen, er erkannte sie nicht.

In der nahe gelegenen Wohnung der Kassiererin des Restaurants wechselte Colette wieder die Kleidung — und war gerettet.

Als der Herzog am Abend nach St. Mandé zurückkehrte, empfing ihn die Prinzessin mit einem sonderbaren Lächeln, sodaß ihm unwillkürlich der Gedanke kam, er wäre heute doch wohl überlistet worden.

Die Geschichte wurde aber bald ruchbar; wie und wodurch läßt sich bei den vielen Mitwissern ja leicht erklären — und acht Tage lang belustigte die Geschichte von dem niedlichen Bäckerlehrling ganz Paris. Die nur ganz leise geflüsterten Namen der der höheren Gesellschaft angehörigen Beteiligten gelangten nicht zu den Ohren des vertrauensseligen Herbert.

Die Königin hatte aber einen ganz richtigen Verdacht, und sie nahm eines Tages nach der Tafel ihren Gemahl ins Gebet.

„Man spricht so viel", sagte sie ernst zu ihm, „von einer skandalösen Geschichte, in welche Dein Name verwickelt ist . . . halt — verteidige Dich nicht, ich will nichts davon hören — aber — denke daran, was Du wahren mußt." (Sie zeigte auf die in einer Krystallschale liegende Krone von Illyrien.) — „Hüte Dich, sie zu schänden und lächerlich zu machen, damit sie wenigstens Dein Sohn tragen kann!" —

Christian war jetzt gewarnt und dies war der Grund, weshalb Colette ihren „Uistiti" erhielt.

Sie schrieb einen lamentablen Brief an ihn — er antwortete aber nicht — für ihn war die Sache zu Ende.

Mit der aufbrausenden Hitze eines zwanzigjährigen Burschen hatte er das ihm unbequeme Verhältnis geendet und er stürzte sich nun von neuem in das Boulevardleben hinein. Sehr schnell hatte er sich die dort üblichen Schlagworte angeeignet: das ist chic, sehr chic und dergleichen, eins davon bevorzugte er aber sehr, das Wort „rigolo". Er wandte es überall an, wenn er irgend etwas auf seinen Wert oder Unwert taxieren wollte, dann war es entweder „rigolo" oder nicht „rigolo". Dies ersparte ihm manche längere Auseinandersetzung. Bei einem Diner mit seiner Freundin Amy Férat rief ihm die lustige, etwas stark angeheiterte Schauspielerin eines Abends zu:

„He — sage mal — Rigolo!" —

Diese Familiarität gefiel ihm — dies Frauenzimmer behandelte ihn nicht als König — er machte sie zu seiner Maitresse, und als diese Liebschaft schon lange beendet war, behielt er den

Beinamen „Rigolo“, ebenso wie der Prinz Axel nur Queue de Poule (Hühnerschwanz) genannt wurde. Diese beiden waren ein Paar Freunde, die unzertrennlich waren. Sie unternahmen alles gemeinsam. Der König Christian hatte ein eigenes Zimmer im Hotel Axel und er schlief dort mindestens ebenso oft, als in Saint Mandé. Bei diesem Freunde fühlte er sich frei und wohl.

Jedesmal, wenn die Königin Friederike in Saint Mandé beim Diner verkündet hatte, daß der König nicht kommen würde, und deshalb der Prinz Zara auf den Ehrenplatz gesetzt worden war, dann hatte die nervöse Colette, die zum Schweigen verdammt war, ungeheure Lust, der Königin alles zu entdecken, einen Eklat herbeizuführen und so sich selbst und Friederike zu rächen. Diese aber blieb trotz der feinen Anspielungen Colettes kalt und ruhig.

Nur ein einziges Mal verriet sie sich, — bei Gelegenheit eines Spazierrittes im Park von St. Mandé. Es war an einem kalten Märzmorgen, als die beiden Frauen, von denen jede eine gute Reiterin war, langsam nebeneinander dahinritten. Colette ergriff, sobald sie mit der Königin allein war, stets die Gelegenheit, um auf ihr Lieblingsthema zurückzukommen. Sie wagte zwar nicht, den König direkt anzugreifen, sie sprach also nur von der Umgebung desselben, von dem großen Klub, dessen Mitglieder sie durch Herbert kannte, und die sie jetzt sehr unvorteilhaft schilderte, den Prinzen Axel vor allen.

„Sie könne gar nicht begreifen“, meinte sie, „wie man nur mit einem solchen Menschen Freundschaft halten könne, der sich überall so wegwarf.“ —

Es machte Colette viel Vergnügen, in der Anschuldigung und Herabsetzung des Prinzen Axel den König zugleich mit zu treffen.

Colette ging immer weiter in ihrer Aufreizung, als sie sah, daß die Königin nur zerstreut zuhörte und sich mit ihrem Pferde zu thun machte.

„Er hat ein gutes Vorbild an seinem Vater, der Prinz

Axel", — fuhr Colette beharrlich fort, „der treibt es gerade ebenso. Ein König, der seine Maitressen mit solcher Schamlosigkeit an seinem Hofe, vor seiner Gemahlin zur Schau stellt! Es ist empörend, und man kann sich nur fragen, was für eine Sklavennatur eine Königin sein muß, die solchen Schimpf erträgt!"

Jetzt hatte der Hieb getroffen! — Friederike zitterte merklich und schlug die Augen nieder. Bald fand sie aber ihren Stolz wieder.

„Diejenige, von der Sie sprechen", sagte sie lebhaft, „ist eine Königin, und es würde ungerecht sein, sie wie eine andere Frau zu beurteilen. Andere Frauen dürfen ganz offen glücklich oder elend sein, sie dürfen weinen und schreien, wenn der Schmerz zu heftig wird. Aber eine Königin! — Verraten vom Gemahl, Schmerz einer Mutter, — sie muß alles verbergen und verbeißen! Sie darf nicht fliehen, wenn sie beschimpft wird, sie darf nicht auf Trennung dringen, diese Freude darf sie den Feinden des Thrones nicht gönnen. — Nein — selbst auf die Gefahr hin, grausam, blind und gleichgültig zu erscheinen, muß sie stets die Stirn geradeaus haben, um ihre Krone darauf zu erhalten. Es ist nicht Stolz — es ist das Bewußtsein Unserer Größe, was Uns aufrecht erhält, das Uns den Mut giebt, im offenen Wagen zwischen Kind und Gemahl auszufahren, welches Uns Kraft verleiht, gewisse grausame Beschimpfungen zu ertragen, von denen Sie, Prinzessin Rosen, doch zu allerletzt sprechen sollten!"

Sie hatte sich beim Sprechen immer mehr erregt. Jetzt gab sie ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte, und wie der Wind brauste dies mit ihr davon.

Von der Zeit an ließ Colette die Königin in Ruhe, aber ihren ganzen Zorn kehrte sie jetzt gegen Elysée Méraut. Dadurch wurde sie ganz von selbst eine Verbündete der Marquise, das ganze königliche Haus und sein Hofstaat war in zwei Lager geteilt. Elysée hatte nur den Pater Alphée auf seiner Seite, der mit seinem immer bereiten Mundwerk einen sehr guten Ver-

bündeten abgegeben haben würde, aber der Mönch war jetzt auf einer Reise nach Illyrien begriffen, beauftragt mit einer Mission, welche Verhandlungen zwischen dem Mutter-Hause in der Rue des Fourneaux und den Franziskaner-Klöstern in Zara und Ragusa betraf.

Unter diesem Vorwande hatte er wenigstens diese Reise angetreten, deren eigentlicher Zweck geheim gehalten wurde.

Nach erfüllter Mission war er ziemlich aufgeregt zurückgekehrt, war, seinen Rosenkranz eifrig abbetend, die Treppen hinaufgeklimmt und hatte sich dann mehrere Stunden lang behufs einer Unterredung bei der Königin im verschlossenen Zimmer aufgehalten. Dann machte er sich sofort wieder auf den Weg und ließ den Präzeptor ganz allein zurück, den Angriffen der feindlichen Partei der Marquise preisgegeben.

Den alten Herzog ärgerte die nachlässige Kleidung sowie die mähnenartige Haartour Mérauts — seine militärischen Gewohnheiten und Ansichten wurden dadurch zu unangenehm berührt.

Lebeau, der Kammerdiener, war der instinktmäßige Feind Mérauts, und natürlich alle von Lebeau abhängigen Kreaturen desgleichen, bis zum letzten Küchenjungen hinab, alle bildeten sie gegen den neuen Lehrer eine förmliche Verschwörung. Dies zeigte sich weniger durch Thaten als durch Worte, Blicke und Drohungen, wie solche in dergleichen nervösen Scharmützeln bei Leuten vorkommen, die sich gegenseitig verabscheuen.

Selbst der ganz harmlose Boscovich stand — der großen Überzahl wegen — auf der Seite von Mérauts Feinden.

Die Marquise suchte nur hauptsächlich dadurch wieder Terrain zu gewinnen, daß sie den kleinen Prinzen sehr an sich zog, ihn bei jeder Gelegenheit hätschelte und liebkoste, ihn auch bedauerte.

„Aber liebe Marquise“, sagte die Königin heiter, „Sie werden dem Prinzen noch glauben machen, daß er krank ist.“

„Ich finde auch, daß seine Hände und seine Stirn sehr heiß sind.“

„Er kommt von draußen . . . die frische Luft . . .“

Und sie nahm das Kind mit sich, doch etwas beunruhigt durch die in ihrer Gegenwart gemachten Bemerkungen, sowie über das ewige Gerede im ganzen Hause, daß das Kind zu sehr angestrengt würde, ein Gerede, welches die Pariser Dienerschaft nachplapperte, ohne daran zu glauben, welches aber von den aus Illyrien mitgebrachten Dienern sehr ernsthaft genommen wurde. Die große Petscha, der alte Greb warfen Méraut giftige Blicke zu und zeigten ihm ihre Abneigung ganz unverhohlen. Er fand hier dieselben Verfolgungen, Kleinlichkeiten und Eifersüchteleien wie am Hofe von X..., dasselbe Grollen unzufriedener Seelen um den Thron herum.

Es gehörte viel Umsicht von seiner Seite dazu, um bei allen Konflikten stets das Richtige zu treffen; allzu behaglich fühlte er sich gerade nicht in der ihm feindlich gesinnten Umgebung. Dazu kam, daß der alte Herzog — als Chef des Civil- und Militär-Kabinetts — eine immer strengere Etikette einführte, je länger die Verbannung dauerte.

Dennoch kam es wohl vor, daß Méraut, der alte Student aus der Rue Monsieur-le-Prince, sich mit einer farbigen Kravatte zu Tisch setzte, daß er ohne Erlaubnis sprach und sich ganz frei in sehr beredten Inprovisationen erging.

Die wütenden Blicke, die ihm für die Dreistigkeit zugeworfen wurden, das Hofreglement von Saint-Mandé so schnöde verletzt zu haben, machten ihm nicht übel Lust, alles stehen und liegen zu lassen und schnell wieder nach seinem alten Quartier zurück zu kehren, wie er es schon einmal gethan hatte.

Durch den Prinzen und sein Präzeptoramt zu einem gewissen Grade von Intimität zur Königin gelangt, war er ihr fanatisch und respektvoll ergeben, und bewunderte sie aufrichtig — er verehrte sie wie eine Madonna. — Nur ihretwegen blieb er, nur ihretwegen fand er den Mut, seine harte Arbeit zu beendigen. — Jawohl — hart und die Geduld erschöpfend! Wie schwer war es doch, selbst nur die allergeringste Sache in den

kleinen Kopf des Königskindes hineinzubringen. Er war reizend der kleine Zara, sanft und gut! Der gute Wille fehlte ihm nicht. Man konnte in diesem Kinde die große, erhabene Seele seiner Mutter wiederfinden, aber der Geist war sichtlich in diesem schwächlichen Körper zurückgeblieben.

In den Unterrichtsstunden konnte es ihm passieren, daß er inmitten einer etwas schwierigen Aufgabe ganz plötzlich absprang und von seinen Riesen und Zwergen zu erzählen anfing.

Die Königin wohnte jeder Unterrichtsstunde bei, immer mit einer Stickerei beschäftigt, die aber niemals vorwärts kam. Hier holte sie sich manchen Rat, indem sie immer im Namen des Königs sprach:

„Herr Méraut — Seine Majestät wünscht Ihre Meinung über dies zu hören.“

Das Erstaunen des Elysée war groß, daß der König niemals selbst kam, wenn ihn diese Fragen so sehr interessierten. — Christian II. behandelte ihn mit gewisser Rücksicht und sprach zu ihm in einem kameradschaftlichen, familiären Ton.

Einstmals, als er durch das Lehrzimmer hindurchging, hielt er sich eine Minute zuhörend darin auf, dann, die Hand auf des Prinzen Schulter legend, sagte er zu Méraut:

„Strengen Sie ihn nicht so sehr an, wir wollen keinen Gelehrten aus ihm machen.“

Christian war das reine Echo seiner Dienerschaft.

„Ich will einen König aus ihm machen“, sagte Friederike stolz — dann, auf eine entmutigende Geste ihres Gemahls, fuhr sie fort:

„Soll er nicht dereinst regieren?“

„Ja — . . . aber . . . ja . . .“ machte der König. Dann grüßte er kurz, verließ das Zimmer und man hörte ihn nur noch eine gerade beliebte Operettenarie trällern:

„Il règnera — il règnera . . . car il est Espagnol.“

Elysée wußte nicht, was er davon denken sollte, was er aus diesem koketten, parfümierten, launenhaften Prinzen machen

sollte! — Und diesen hatte er für den Helden von Ragusa, für den energischen tapferen König gehalten, von dem er in dem Memorial hatte erzählen müssen.

Wie waren doch die Naturen des Königs und der Königin so sehr voneinander verschieden!

Eines Morgens, nach dem Frühstück, hatte Friederike die angekommenen Journale zur Hand genommen und, wie gewöhnlich, zuerst im „Illyrischen Courier“ gelesen. Plötzlich stieß sie einen lauten, schmerzlichen Ausruf hervor, so daß der König und die ganze Tischgesellschaft sich um sie gruppierte.

Die Königin reichte Boskovich das Blatt hin und befahl: „Lesen Sie!“

Es war dies der in einer Sitzung der Regierungs-Behörde in Laibach gefaßte Beschluß, der verbannten königlichen Familie alle Krongüter und mehr als zweihundert Millionen wieder herauszugeben unter der ausdrücklichen Bedingung . . .

„Bravo!“ — machte Christian mit näselnder Stimme — „das paßt mir gerade.“ —

„Fahren Sie fort“, sagte die Königin streng.

. . . „Unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Christian II. für sich und seine Nachkommen auf alle Rechte an den Thron von Illyrien verzichtet.“

Das war gerade, als wenn eine Explosion im Salon stattgefunden hätte. Der alte Rosen erstickte beinahe, — die Wangen des Pater Alphée wurden ganz bleich.

„Es muß sofort geantwortet werden — der Streich darf uns nicht niederschlagen“, sagte die Königin, und unwillig suchte ihr Auge Méraut, der mit einem Bleistift Notizen in seinem Buch an einer Tischecke machte.

„Hören Sie, was ich schreiben würde“, sagte er vortretend, und nun las er in Form eines an einen königlichen Abgeordneten gerichteten Briefes eine feierliche Proklamation an das illyrische Volk vor, in welcher der König unter Abweisung des ihm gemachten beleidigenden Vorschlags seine Freunde beruhigte

und ermutigte in dem rührenden Ton, in dem ein von seiner Familie entfernter Vater seine Kinder beruhigen würde. —

Die Königin war ganz enthusiasmiert von dem Schriftstück, ergriff dasselbe und reichte es Boskovich hin:

„Schnell, schnell", sagte sie, „übersetzen und absenden! — Ist dies nicht auch Deine Meinung?" wandte sie sich an den König.

„Gewiß, gewiß", sagte der König sehr verlegen, indem er wütend an seinen Nägeln kaute, — „das ist alles sehr schön — aber — wenn wir nur wüßten, ob wir uns halten können."

Sie drehte sich um — bleich, als wenn sie einen Keulenschlag erhalten hätte:

„Halten? — Ob wir uns halten können? — Ist das der König, der so spricht?"

Er antwortete ganz ruhig:

„Als es in Ragusa an Brot zu fehlen anfing, konnten wir uns beim besten Willen nicht mehr halten."

„Und jetzt, wenn das Brot zu mangeln beginnt, dann werden wir den Quersack nehmen und betteln gehen, aber das Königtum wird sich nicht verhandeln lassen."

Welche Szene in diesem engen Salon in der Bannmeile von Paris! Wie verschieden abermals König und Königin voneinander waren, sowohl im äußerlichen Auftreten als in Denkungsart und Handlungsweise! — Der König konnte seine niedrige Gesinnung nicht verleugnen. Ihm war am meisten damit gedient, wenn er die angebotenen zweihundert Millionen nur recht bald einheimsen konnte. — Damit ließ sich ein lustiges Leben führen.

Plötzlich wandte er sich an den Herzog, der sich auf den Kaminsims stützte.

„Rosen!"

„Sire?"

„Du bist der Einzige, der mir das sagen kann. — Wieweit sind wir? Können wir uns noch halten?"

„Gewiß", sagte der Herzog hochmütig.

„Wie lange noch? Weißt Du es gewiß oder ungefähr?"

„Noch fünf Jahre — ich habe dies ganz genau berechnet."

„Und ohne Einschränkung für irgend jemand von unserem Hofstaat?"

„Ohne jede Einschränkung, Sire!"

„Bist Du dessen ganz sicher?"

„Ganz sicher", bekräftigte der Alte.

„Dann ist es gut, — Méraut, geben Sie mir Ihren Brief, damit ich ihn unterzeichne vor seinem Abgang." —

Nachdem der Protest Christians II. im Parlament vorgelesen und durch die Journale veröffentlicht worden war, wurde derselbe auf Elysés Rat noch autographiert und in Tausenden von Exemplaren in alle Länder versandt.

Wo es nötig war, schmuggelte Pater Alphée dieselben als Reliquien oder „objets de piété" (Traktätlein) über die Grenze.

Die royalistische Partei wurde dadurch ungemein angespornt, hauptsächlich in Dalmatien, wo die republikanischen Ideen noch wenig Boden gefunden hatten. Die Worte ihres vertriebenen Königs fanden einen mächtigen Wiederhall beim ganzen Volke, und bald liefen Ergebenheitsadressen ein, mit vielen Unterschriften bedeckt.

In dem kleinen Hause von Saint-Mandé trafen auch bald Deputationen aus Ragusa, aus ganz Dalmatien ein, Bauern, Morlacken, noch halb wilde Menschen, — alle in ihren reichen, bunten Nationalkostümen.

Méraut, der jedesmal bei der Vorstellung zugegen war, fühlte sich stolz erhoben — sollte der Traum seiner Jugend, sollten seine ehrgeizigen Pläne dennoch zur Wahrheit werden? — Fast schien es ihm so. —

Der König war eigentlich wütend über die vielen Besuche und Präsentationen, — sie störten ihn zu sehr in seinen Vergnügungen und Gewohnheiten, — er war zu sehr an Saint-Mandé gefesselt.

Der Königin wegen empfing er alle diese Besuche mit einigen nichtssagenden Redensarten — aber um sich für die Langeweile zu rächen, machte er sich häufig den Spaß, eine oder die andere ihn besuchende Persönlichkeit karikaturenhaft abzuzeichnen.

So hatte er eines Tages auch den Führer der Fischer von Branitza in ziemlich origineller Weise karikiert mit Bleistift gezeichnet.

Dieses Meisterstück ging am nächsten Tage bei der Tafel von Hand zu Hand unter dem fröhlichen Gelächter der Gäste. Der Herzog selbst verzog sein Gesicht zu einem grinsenden Lächeln. Die Zeichnung gelangte durch Boskovich endlich auch an Elysée.

Er betrachtete sie lange und gab sie dann, ohne ein Wort zu sagen, an seinen Nachbar.

„Sie lachen nicht, Méraut?" fragte der König etwas pikiert. — „Ist das Kerlchen nicht nett?"

„Nein, Majestät, ich kann nicht lachen", sagte Méraut traurig, „er sieht meinem Vater ähnlich!" —

Einige Zeit hierauf war Elysée unfreiwilliger Zeuge einer Szene, welche ihm den Charakter Christians und seine Beziehungen zur Königin klar zu machen im stande war.

Eines Sonntags nach der Messe waren beide Gitter-Flügelthüren vor dem kleinen Hause in Saint-Mandé weit geöffnet. Die ganze Dienerschaft in großer Livree stand zu beiden Seiten des Gitters an der Rue Herbillon aufgepflanzt. Der Empfang am heutigen Tage war von großer Wichtigkeit, man erwartete eine royalistische Deputation von Landtagsmitgliedern, die Angesehensten dieser Partei, welche kommen wollten, um dem Könige ihre Huldigungen darzubringen, und die weiteren Maßnahmen für die bevorstehende Wiedereinsetzung zu besprechen. Ein wahrhaft erfreuliches Ereignis.

Während im Hause das fortwährende Hin- und Herlaufen fortdauerte, während seidene Roben rauschten und knitterten,

stand Rosen in Parade-Uniform bereit, die Deputation einzuführen, Méraut dagegen hatte sich in das Unterrichtszimmer zurückgezogen und dachte über die Folgen der bevorstehenden Zusammenkunft nach. In seinem lebhaften Gehirn arbeitete er schon den Triumpheinzug seines Herrscherpaares in Laibach aus. Bis ins kleinste Detail spiegelte sich dieses Schauspiel vor seinem Geiste ab.

Endlich fuhren die Staatskutschen, welche die Deputierten abgeholt hatten, vor, der Empfang hatte begonnen.

Jetzt folgte ein langes Stillschweigen, worüber Méraut erstaunte; er erwartete die Rede des Königs und war gespannt auf die näselnde Stimme desselben.

Was war denn passiert? Warum zögerte man mit der Fortsetzung der Zeremonie?

In diesem Augenblick erblickte er den König, den er jetzt wenigstens schon im Empfangszimmer anwesend glaubte, wie er unsicheren Schrittes an der Gartenmauer und an den Spalieren dahinschwankte und sich langsam näherte. — Er mußte durch eine andere Thür eingetreten sein.

Elysée dachte anfangs an ein Duell. Der König war nach seinem Zimmer hinaufgegangen, und bald darauf hörte Méraut einen schweren Fall und zugleich ein Geräusch, als wenn Gläser und Möbel zerbrochen würden. — Schnell stieg er zum König hinauf.

Die Thür zu dem prächtig eingerichtetem Zimmer desselben war offen.

Der König war wieder aufgestanden und hatte sich an die Wand angelehnt. Sein Antlitz war bleich, übermüdet, man sah, daß er ziemlich betrunken war — sein Anzug war nachlässig, beinahe liederlich, beschmutzt, der Hut saß ihm ganz im Genick — so sah der König aus in dem Augenblick, wo er mehr als je auf dem Posten sein sollte.

Ihm gegenüber stand die Königin aufrecht, ernst wie ein drohender Cherub. Mit dumpfer Stimme schalt sie ihn:

„Du mußt! . . . Es muß sein! — Komm!"

Aber er konnte nur leise und beschämt antworten:

„Kann nicht... Du siehst, daß ich nicht kann... Später... Verspreche es Dir!"

Dann stammelte er Entschuldigungen, lachte wie ein Tier, weinte wie ein Kind . . . Oh, getrunken hatte er nicht, nein, aber die Luft, die Kälte beim Nachhausegehen.

„Ja, ja — ich weiß alles... das ist ganz egal... aber Du mußt mit hinunter kommen. — Wenn sie Dich nur sehen, bloß sehen! — Ich werde zu ihnen sprechen... ich weiß, was ich sagen muß!"

Und da er immer noch unbeweglich und stumm blieb und sogar einzuschlafen begann, da brach der Zorn Friederikens los:

„Aber begreife doch, daß es sich um Deine Zukunft handelt ... Christian, Deine Krone, die Krone Deines Sohnes verspielst Du in diesem Augenblick. Komm mit — ich bitte Dich — ich will es!"

Sie war herrlich anzuschauen in ihrer starken Willenskraft. Sie versuchte ihn aufzurichten, seine Kleidung zu ordnen, sie setzte ihm seinen Hut zurecht — endlich half er sich selber ein bißchen. Er richtete sich einen Moment auf, machte dann auf schwankenden Füßen einige Schritte, gestützt von den Händen der Königin.

Plötzlich fühlte sie, daß sein Zustand ganz unhaltbar wurde, sie wich zurück und von Ekel erfaßt stieß sie ihn heftig von sich, so daß er lang auf einen Divan fiel. — Und ohne einen Blick auf diese träge, zerknüllte, schnarchende Gestalt zu werfen, verließ sie das Zimmer, ging bei Elysée mit halbgeschlossenen Augen vorbei, ohne ihn zu bemerken und murmelte:

„Ich bin es endlich müde, diesen elenden König wie eine Marionetten-Puppe zu regieren."

V.

J. Tom Levis, Geschäftsführer für Fremde.

Unter allen Höhlen des Lasters und Verbrechens, von denen Paris unterminiert ist, giebt es wohl keine, die eigentümlicher und interessanter eingerichtet ist, selbst die Höhle Ali-Babas nicht ausgenommen, als die Agentur Levis. Alle Welt kennt sie, wenigstens von außen. Dort ist sie, in der Rue Royale an der Ecke des Faubourg Saint-Honoré. Dreißig Meter lang in dieser breiten Straße, die fast einem Boulevard gleichkommt, zieht die Agentur Levis die Blicke der Neugierigen auf sich. —

„Was wird dort verkauft?" fragt jeder. — Aber man würde besser fragen: „Was verkauft man dort nicht?" —

Auf jeder Fensterscheibe ist in Goldbuchstaben irgend ein Gegenstand angegeben, der hier zu haben ist, oder aber welcherlei Dienstleistungen man hier fordern kann. — Und man findet hier alles, was man braucht, und kann alles erlangen, was man wünscht. —

Es würde zu weit führen, das ganze Institut mit seiner inneren Gliederung in verschiedene Ressorts, mit seinen verschiedenen Warensorten, mit seinem großen Personal, das wie in einem Ameisenhaufen thätig ist, hier eingehend zu beschreiben. Jeder Großstädter — und auch der intelligente Kleinstädter wird sich nach dem bisher Gesagten schon eine annähernd richtige Vorstellung von diesem Riesengeschäft machen können. Er kann auch dreist glauben, daß hier so wie anderwärts die in den Auslagen stehenden Flaschen nur mit gefärbtem Wasser gefüllt sind, daß in den zur Schau liegenden Banknoten-Paketen nur

die oberste eine echte Banknote ist, er wird auch damit das Richtige treffen, — Klappern gehört einmal zum Handwerk. Befriedigt wird indessen jeder, der hier eintritt. Ist es nicht wirklich vorhanden — was sehr oft der Fall ist — dann wird es durch einen Bediensteten sofort aus der nächsten Nachbarschaft besorgt, natürlich unter dem Vorwand, erst in dem großen Warenmagazin suchen zu müssen. — Das ist das Geschäftsgeheimnis der Agentur Tom Levis.

Tom Levis war ein Engländer, wie dies schon der Name sagt — und er war stolz darauf. Seine Aussprache des Französischen bewies, daß er mindestens für einen Ausländer gelten wollte, wenn er auch vielleicht nicht gerade ein Englishman war. Er kleidete sich gern in großkarrierte Stoffe und zeigte sich überhaupt in seiner äußeren Erscheinung etwas exklusiv. Als Engländer besaß er auch natürlich ein Cab, in welchem er durch die Straßen von Paris hin- und herfuhr, um Reklame für sein Geschäft zu machen und bei seiner Kundschaft vorzusprechen.

Paris wimmelte zur Zeit des zweiten Kaiserreichs von unermeßlich reichen Fremden aus allen Weltteilen, darunter indische Nabobs, Türken, Russen, Amerikaner, die sich für längere Zeit in Paris fest niederließen und das Geld förmlich zum Fenster hinauswarfen mit vollen Händen. Von diesen wurden Hotels, Landhäuser oder Paläste gemietet oder gekauft, mit vollständiger prachtvoller Einrichtung, und dazu brauchten diese Nabobs einen Vermittler, der dies alles auffand und anschaffte. —

Diese „Vermittlung“ war das einträglichste und das Hauptgeschäft von J. Tom Levis; — der brave Mann ließ sich aber auch gut honorieren, seine Geschäftsbücher konnten überraschenden Aufschluß davon geben, obgleich er sich auf Spezialisierung seiner Provisionen nie einließ, sondern dieselben immer nur in einer runden Summe vereinnahmte.

Natürlich wurde er durch seine Manipulationen unermeßlich reich, er brachte aber auch wieder Geld unter die Leute. Nicht etwa durch Spiel oder Wegwerfen an Maitressen — nein —

er hatte andere sonderbare Launen, die er ohne Bedenken verwirklichte. So hatte er sich eine höchst prachtvolle Villa erbaut, mit Türmen und allerlei seltsamen architektonischen Verzierungen daran.

Diese beinahe närrische Bauwut bei ihm wurde nur überboten durch das gleiche Bestreben seines nächsten Nachbars Spricht, des berühmten Kleidermachers für Damen höherer Stände, der seine Privatwohnung in Courbevoie hatte.

Spricht, ein Deutscher von Geburt, war womöglich noch reicher und noch exzentrischer in seinen Launen als Tom Levis. — Beide Konkurrenten begannen nun einen förmlichen Wettstreit in Ausführung ihrer manchmal höchst seltsamen Entwürfe, — da kam der Krieg, die Belagerung von Paris, und Tom Levis unterlag, sein Geschäft war halb ruiniert, während Spricht obenauf blieb.

Nach geschlossenem Frieden begann der Kampf gleich von neuem, denn ein Mann wie Tom läßt sich nicht so leicht unterkriegen — die Kräfte waren aber jetzt zu ungleich. Dennoch arbeitete er unermüdlich, fieberhaft, um sich wieder emporzuschwingen, er hoffte immer auf „ein feines Geschäft, einen großen Zug", wie er es nannte, — aber es vergingen Jahre, und der große Zug wollte nicht kommen.

Eines Nachmittags, als es in den Verkaufshallen von Tom Levis geradezu von Menschen wimmelte, trat ein mittelgroßer, elegant gekleideter Herr mit angenehmem, etwas schlauem Gesicht, kleinem Schnurrbart an einen der Verkäufer heran, — er wünschte Herrn Tom Levis zu sprechen.

Der Verkäufer, der wohl eine seinem Patron unliebsame Bitte befürchten mochte, wollte den Herrn schon kurz abweisen, dieser kam der Ungezogenheit aber zuvor und ersuchte den Verkäufer im bestimmten aber etwas näselnden Tone:

„Bitte sagen Sie Ihrem Chef, daß der König von Illyrien ihn zu sprechen wünscht."

„Ah — Majestät!" — Der Beamte war wie umgewandelt — „bitte unterthänigst um Entschuldigung, Herr Levis ist

augenblicklich nicht hier, muß aber sehr bald wiederkommen, ich werde die Ehre haben, Sie in sein Kabinett zu führen." —

Zum erstenmal hatte Christian die Agentur aufgesucht, denn Rosen hatte bis jetzt alle Rechnungen der kleinen Haushaltung pünktlich beglichen. Jetzt handelte es sich aber um eine sehr delikate Sache, welche er selbst seinem alten Minister nicht anvertrauen wollte. — Er wollte nämlich ein kleines Haus mieten für eine Kunstreiterin, welche soeben an Amy Févats Stelle getreten war. Das Haus mit allem Zubehör mußte in vierundzwanzig Stunden bereit sein und das konnte nur Tom Levis besorgen.

Der Salon, in welchem Christian wartete, war durch eine gitterartige Scheidewand in zwei Teile geschieden, von denen der hintere ein reizend und elegant ausgestattetes Büreau bildete, über welches der „alte, gerade abwesende Buchhalter" ganz entzückt sein konnte.

Wie erstaunte der König aber, als nach einigen Augenblicken eine nach den Magazinen führende Tapetenthür geöffnet wurde, und — statt eines alten Buchhalters eine Dame eintrat, herrlich und schön wie die aufgehende Sonne.

Den König begrüßend, bedauerte sie mit melodischer Stimme:

„Mein Gemahl läßt sie lange warten, mein Herr!"

Was? — Tom Levis ihr Gemahl? —

Der König war ganz bezaubert von dem Anblick dieser eigenartigen Schönheit — das war eine ganz andere, ihn förmlich magnetisch anziehende Erscheinung als die fade Colette mit ihrem ewigen Lockenkopf.

Die süße Stimme sprach wieder zu ihm:

„Das ist fatal . . . Tom kommt nicht. . . Wenn Majestät mir sagen wollten, was Sie herführt — ich könnte vielleicht. . ."

Er errötete ein wenig geniert. — Niemals hätte er gewagt, dieser himmlisch reinen Dame den wahren Grund seines Kommens einzugestehen. —

Die Dame fuhr lächelnd fort:

„Oh — Majestät können ganz ruhig sein . . . ich allein führe die ganzen Geschäftsbücher der Agentur.“

Und man konnte merken, daß sie ganz an richtiger Stelle war. Wie ein Feldherr erteilte sie nach dem Gewölbe einen Befehl, gab nach dorthin einen Auftrag — ein einziges kleines Zeichen genügte, daß alles wie am Schnürchen ging.

„Nein, Madame, das Geschäft, welches mich herführt, es ist jetzt nicht mehr dringend. Seit einer Stunde habe ich meine Disposition geändert.“

Er hatte sich über das Gitter gebeugt, er hatte diese Worte beinahe stammelnd hervorgebracht, oh — für sein Leben gern hätte er diese liebliche Blume aus ihrem Käfig befreit, sie an sich gezogen! Die Versuchung wurde für ihn zu stark, — er mußte fliehen — hastig nahm er Abschied und ging, ohne J. Tom Levis gesehen zu haben.

Die Nacht brach herein — der König lenkte seine Schritte nach dem großen Klub, um dort noch Gesellschaft zu suchen. Zu seiner größten Freude fand er den Prinzen Axel anwesend, und diesen suchte er gerade. Christian befahl sogleich Karten, und nun begann eines jener Kartenspiele, welches den Kopf gar nicht anstrengt, aber auch dem ungeschicktesten Spieler die Möglichkeit läßt, ohne die geringste Mühe in ganz kurzer Zeit ein Vermögen zu verspielen.

„Tom Levis ist verheiratet?“ warf Christian nachlässig hin, indem er dabei ganz gleichgültig die Karten mischte. Der andere sah ihn mit seinen blasierten, geröteten Augen von der Seite an:

„Ja — wußten Sie das noch nicht?“

„Nein — was hat er für eine Frau? wer ist sie?“

„Sephora Leemans . . . Berühmtheit.“

„Ist sie Jüdin?“

„Höchst wahrscheinlich.“ —

Es trat Stillschweigen ein, das Spiel nahm seinen Fortgang, aber der König dachte nur an Sephora, er war nicht bei der Sache, deshalb verlor er fortwährend.

„Ah — ich bin nicht recht gescheit — ich bin nicht klug,“ murmelte er.

Es war unmöglich, weiter ein Wort aus ihm herauszubringen.

Jetzt trat ein dritter zu den beiden Spielern heran.

„Ah — sieh da — Wattelet — guten Abend — nimm Platz bei uns!“

Wattelet, der beliebteste Maler des Grand-Klub und des „high-life“ sah von ferne sehr gut aus, nahe betrachtet bemerkte man deutlich auf seinem Gesicht die Spuren durchschwärmter Nächte und eines wüsten Lebens. Dabei war er ein angenehmer Schwerenöter, den jeder gern hatte.

„Mein lieber Wattelet hier! — Lieber Wattelet da!“ — Jeder wollte ihn zuerst haben. Er war der Intimus sämtlicher Klubmitglieder, der Vertraute ihrer Frauen oder ihrer Geliebten, er malte reizende, pikante Bilder — Frauenbilder —, der Kleiderkünstler Spricht sagte von ihm: „Einzig und allein der kleine Wattelet kann die Frauen malen, deren Kleider aus meinem Atelier stammen.“

Wattelet kannte und wußte alles, was in der Pariser Frauenwelt passierte.

Wie von ungefähr, brachte der König wieder das Gespräch auf Sephora — er wollte näheres über sie wissen. — Wattelet wußte sofort, woran er war und begann seine Geschichte.

Sephora Leemans war zu Paris im Jahre 1845—46 oder 47 geboren unter den Trödlern der Rue Eginhard, einer schmutzigen kleinen Gasse zwischen der Passage Charlemagne und der Kirche Saint-Paul; es ist dies ein reines Judenviertel. Der alte Leemans ist kein Jude, er ist ein Belgier aus Gent und Katholik, die kleine Sephora ist also eine Bastardjüdin mit Teint und Augen ihrer Rasse, aber die Habichtsnase fehlt ihr — im Gegenteil, sie hat die niedlichste kleine Nase von der Welt.

Der alte Leemans mit seinem Kupfergesicht war ein Schlaukopf. Er hatte außer seinem Trödelgeschäft noch ein großes

brillantes Modemagazin in der Rue de la Paix eröffnet. Dahin wallfahrtete die ganze vornehme Gesellschaft von Paris, um die schöne, jetzt fünfzehnjährige Sephora zu sehen.

Aber auch nur zu sehen! Sephora hätte sich durch nichts von der Bahn der Tugend ablenken lassen.

„Wirklich nicht?" fragte der König verwundert.

„Majestät möge nach folgendem urteilen", fuhr Wattelet fort.

„Die alte Mutter Leemans schlief im großen Magazin, und sie, die kleine Tochter, kehrte jeden Abend gegen zehn Uhr nach der Trödelbude zurück, um den Alten nicht allein zu lassen. Und dieses bewunderungswürdige Geschöpf, diese in allen Journalen gefeierte Schönheit, die kopfnickend „Ja" nur anzudeuten brauchte, um wie einst Aschenbrödel in einer Glaskutsche abgeholt zu werden, diese selbe Sephora fuhr jeden Abend mit dem Omnibus von der Rue Madeleine geradeswegs nach ihrem väterlichen Eulennest zurück. Morgens in der Frühe machte sie den Weg nach dem Magazin zu Fuß."

Dem Prinzen Axel wurde die Erzählung langweilig — er drängte zum Aufbruch.

Aber Christian widersetzte sich dem.

„Lassen Sie ihn doch zu Ende kommen . . . also nun?"

„Nun? — Ich war endlich so weit gekommen, daß ich Zutritt im Hause hatte — bei meinem Engel, den ich verehrte. Des Sonntags veranstaltete man kleine Lotterien zum Ausspielen von Nippsachen und Trödelwaren — niedliche Gesellschaft! — ich kam jedesmal mit Flöhen bedeckt nach Hause. Ich suchte möglichst den Platz an Sephoras Seite zu erhalten, um ihr unter dem Tisch in seliger Verzückung die Hand drücken zu können.

Als ich eines Abends wieder die Rue Eginhard aufsuchte, fand ich den alten Trödelkram durcheinandergeworfen, die Mutter in Thränen, den Vater wütend und damit beschäftigt, eine alte Radschloßflinte zu laden, mit welcher er den verfluchten Räuber erschießen wollte. Die Kleine war soeben mit dem Baron Sala, dem Reichsten aus der Kundschaft des Vaters, durch-

gebrannt. Später habe ich erfahren, daß Leemans selbst seine Tochter an den Baron verkuppelt oder verschachert hat wie irgend ein anderes Stück aus seinem Kram.

Sephora verbarg ihr Liebesglück mit diesem Siebzigjährigen zwei oder drei Jahre lang in der Schweiz oder in Schottland an den Ufern romantischer Seen.

Da hörte ich eines schönen Morgens, daß Sephora zurückgekehrt sei und in der Avenue d'Antin ein „Family hotel" nach englischem Muster eröffnet habe. — Ich fand meine frühere Flamme, wie sie an der Mittagstafel präsidierte — zwischen Brasilianern, Engländern und Cocotten. Wenn die eine Hälfte der Gäste noch speiste, war die andere schon beim Baccarat. Hier hatte sie den J. Tom Levis kennen gelernt, einen Mann, der zwar nicht hübsch, dafür aber auch nicht mehr ganz jung und dabei damals gerade ein ganz armer Teufel war.

Was hatte er ihr angethan? — Das ist und bleibt ein Geheimnis. Thatsache ist, daß sie eines Tages ihr ganzes Besitztum verkaufte, ihn heiratete und mit ihm die Agentur gründete, pomphaft und großartig, welche aber nicht recht prosperierte, solange Sephora fern vom Geschäft zurückgezogen lebte. Aber von dem Augenblick an, wo sie als reizende niedliche Buchhalterin sich öffentlich im Geschäft den Kunden zeigte, da strömte die Kundschaft nur so zu Levis. Sein Geschäft kam rapide in Flor.

Was mich betrifft", schloß Wattelet seine Rede, „so habe ich Furcht vor dieser Frau, mir graut vor ihr. Seit zehn Jahren immer dieselbe, ohne Falte, ohne Runzel, mit ihren langen gesenkten Augenwimpern, mit Augen jung und schön — und das alles für diesen wunderlichen Ehemann, den sie anbetet! — Das kann den verliebtesten Menschen entmutigen und abstoßen."

Der König zerknickte verdrießlich die Karten.

„Gehen Sie mir doch! — Sollte das wohl möglich sein? — Ein wahrer Affe — so ein Popanz, wie dieser Levis! Fünfzehn Jahre älter wie sie — so ein Beutelschneider!" —

„Es giebt aber Damen, die auch so etwas lieben, mein Herr.“

Prinz Axel warf in seiner cynischen Weise hin:

„Das ist ein verteufeltes Frauenzimmer, bei der ist nichts zu machen — ich habe es lange genug versucht!“

„Bei Gott, Axel, wir kennen Deine Art und Weise in solchen Sachen“, sagte Christian, — „Du hast eben keine Geduld — Du mußt immer offene Thore vorfinden, sonst geht es bei Dir nicht; aber ich behaupte, daß, wenn jemand sich die Mühe nehmen wollte, gegen Sephora ernstlich liebenswürdig zu sein, wenn er sie nicht durch Stillschweigen und Nichtachtung abschreckte, daß es dann nur eine Geschichte von einem Monat wäre — länger könnte es nicht dauern, sie zu gewinnen und zu besiegen.“

„Willst Du wetten, wenn ich sage Nein?“ fragte Axel.

„Wie hoch?“

„Zweitausend Louisdor.“

„Ich halte sie. . . Wattelet, gieb das Buch her!“

In dieses Buch wurden alle die Wetten, ob seltsam oder nicht, — eingetragen, welche von Klubmitgliedern eingegangen worden waren.

Mehrere andere Anwesende gruppierten sich um die Wettenden, neugierig, um welchen Gegenstand es sich handele.

Im Buche, in dem Wett-Journal las man folgendes:

„Am 3. Februar Eintausendachthundertundfünfundsiebzig hat Seine Majestät König Christian II. um zweitausend Louis gewettet, daß er noch vor Ablauf des Monats Sephora L. . . . besiegt und seinen Wünschen geneigt gemacht haben würde.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Axel hält diese Wette.“

„Hier wäre es vielleicht passend gewesen, zu unterzeichnen: Rigolo und Queue-de-Poule“, sagte Wattelet mit einem häßlichen Lächeln, indem er das Buch fortlegte.

VI.

Unsaubere Geschäfte.

„Gut! Gut! wir kennen das! — Ah . . . Yes . . . Goddam . . . Shocking . . . das heißt, wenn Sie weder bezahlen noch antworten wollen, — wenn Sie diese Münzsorte anwenden . . .“

„Wir wollen zusammen abrechnen, alter Spitzbube!“

„Aber, Herr Lebeau, Sie reden zu mir so hitzig und heftig —“

Dabei wollte Tom sich rückwärts konzentrieren, aber Lebeau ließ ihn nicht locker.

Es wurde also weiter fort disputiert, und die Stimmen der Streitenden erschallten von neuem. Hauptsächlich war es der Kammerdiener, welcher „bei sich zu Hause“ war und auf Grund dessen ziemlich laut schrie:

„Hat man jemals solchen Gauner gesehen, wie diesen Levis? — Wer hätte so etwas von ihm geglaubt? — Als Ihre Majestäten vom Hotel des Pyramides nach Saint-Mandé zogen, wer hatte das ganze Geschäft vorbereitet? — War das nicht Lebeau — ja oder nein? — Wie war die Übereinkunft zwischen Levis und Lebeau? — Man wollte die ganze Provision und die Bonifikationen sämtlicher Lieferanten ehrlich teilen — halb und halb! War es nicht so?“

„Ah — yes — so war es!“

„Also — weshalb wollen Sie mich betrügen?“

„No — no — niemals betrügen“, sagte J. Tom Levis, die Hand auf seinen Busenstreifen legend.

„Alter verdammter Flausenmacher . . . alle Lieferanten

geben Ihnen vierzig Prozent, ich habe Beweise dafür — und Sie haben mir gesagt, daß Sie nur zehn erhielten. Das macht auf die Million, welche die ganze Einrichtung von Saint-Mandé gekostet hat, — nach Ihrer Rechnung fünf Prozent für mich — fünfzigtausend Franks und für Sie also — fünfunddreißig Prozent, also siebenmal so viel — giebt dreihundertundfünfzigtausend Franks — o — dreihundertfünf . . ."

Er erstickte beinahe vor Wut über dieses Mißverhältnis.

Tom versuchte ihn zu beruhigen. — Das wäre alles übertrieben und dann hätte er, der Agent, so große Auslagen und Kosten gehabt. Er müsse sein Etablissement wieder vergrößern, — so viele Außenstände — wenig Eingang . . . Lebeau könne ja immer noch sein Schäfchen scheren in einem Haushalt, der zweimalhunderttausend Franks pro Jahr verschlänge.

Nun wurde der Kammerdiener aber grob. — Seine eigenen Angelegenheiten gingen niemand etwas an, aber er lasse sich auch von einem schmutzigen Engländer nicht so übel mitspielen.

„Herr Lebeau, Sie sind ein frecher Mensch — ich wollen nicht mehr länger mit Ihnen sprechen."

Dabei versuchte er, die Thür zu erreichen. Der andere aber vertrat ihm den Weg.

„Was? — Weggehen ohne zu bezahlen? — Nein, das geht nicht!" . . . rief Lebeau.

Er stürzte auf den ruhig dastehenden Engländer zu, hielt ihm die Faust unter die Nase und schleuderte ihm eine grobe Beleidigung ins Gesicht.

Mit einer einzigen Handbewegung, schnell wie eine Degenparade, die durchaus nicht boxermäßig war, schlug der Engländer die Faust weg und sagte plötzlich im reinsten Pariser Dialekt: „Nicht so dicht heran, — oder ich schlage zu!"

Die Wirkung dieser paar Worte war wunderbar! Lebeau sah sich um, ob nicht ein anderer etwa gesprochen hätte.

„O! verdammter Schwindler! — Das habe ich mir beinahe gedacht", sagte Lebeau, „man ist also gar kein Engländer!"

Sie hatten ihren ganzen Streit unterbrochen und lachten noch, daß sie kaum Atem holen konnten, als sich hinter ihnen die Thür der Sattelkammer plötzlich öffnete und die Königin erschien.

In einem daneben liegenden Raum, durch irgend einen Zufall aufgehalten, hatte sie kein Wort von der ganzen Unterhaltung verloren. — Die Verräterei Lebeaus berührte sie wenig — sie kannte ihn schon von früher her, diesen Tartüffe, diesen Zeugen ihrer Erniedrigung und ihres Elends.

Den anderen aber, den Mann mit dem Kab — den kannte sie kaum — vielleicht ein Lieferant. Aber sie hatte dadurch vieles erfahren, was sie bis dahin nicht wußte. — Die Einrichtung von Saint-Mandé kostete also eine Million — der Haushalt, den sie für so bescheiden hielt, zweimalhunderttausend Franks pro Jahr — und sie besaßen kaum vierzigtausend Franks! War sie denn so lange Zeit blind gewesen, daß sie nicht die Unzulänglichkeit ihrer wahren Hilfsmittel erkannt hatte? — Und wer kam für alle diese Ausgaben auf? Wer bezahlte für sie diesen Luxus, für Haus, Pferde, Wagen, selbst die Toiletten?

Vor Scham erglühte ihr Gesicht — sie ging im vollen Regen über den Hof und trat in das Intendanzzimmer ein.

Rosen, der mit Geldzählen und Rechnungsarbeiten beschäftigt war, erstaunte und wollte sich entfernen.

„Nein — bleiben Sie“, sagte sie hastig, und — über das Büreau des Intendanten gebeugt, fuhr sie fort, direkt auf ihr Ziel losgehend: „Rosen, wovon leben wir seit zwei Jahren? — Ohne Umschweife! . . . Ich weiß jetzt, daß alles, was ich nur für gemietet hielt, in unserem Namen gekauft und bezahlt ist. Ich weiß, daß Saint-Mandé allein uns mehr als eine Million kostet, das ist die, welche wir aus Illyrien mitgebracht haben. Sie werden mir also sagen, wer uns erhält und aus wessen Händen wir dies Almosen annehmen mußten.“

Die gebückte Gestalt des Greises, das Zittern seiner kleinen, runzligen Hände sagten Friederike genug.

„Sie! — das sind Sie! — Von Ihnen kommt alles!"

Das hätte sie sich niemals träumen lassen.

Und während er Entschuldigungen stammelte — von Pflicht — Dankbarkeit — Wiedererstattung sprach, sagte sie heftig:

„Der König nimmt niemals zurück, was er gegeben hat, — und man unterhält keine Königin, wie man eine Tänzerin unterhält!"

Zwei große Thränen quollen aus ihren Augen, vom Stolz erpreßt.

„O Verzeihung — Verzeihung!"

Er war so unterwürfig, er küßte ihre Fingerspitzen mit so aufrichtigem Bedauern, daß sie etwas versöhnt fortfuhr:

„Sie werden sogleich ein Verzeichnis Ihres Guthabens aufstellen, mein lieber Rosen. Eine Quittung darüber werden Sie erhalten und der König muß dies so bald als möglich ausgleichen. Die zukünftigen Ausgaben werde ich von nun an selbst kontrollieren, damit sie unsere Einnahmen nicht übersteigen. Wir werden Pferde und Wagen verkaufen, das Personal vermindern, — Fürsten im Exil müssen sich mit wenigem begnügen."

Der Herzog fuhr auf:

„Täuschen Sie sich nicht, Madame! Gerade in der Verbannung bedarf das Königtum seines ganzen Zaubers. Ah! wenn man auf mich gehört hätte, dann säßen wir nicht hier in einer Vorstadt mit einer Einrichtung, die kaum für eine Badesaison ausreicht. Im Mittelpunkt von Paris hätte ich unsern Hof aufgeschlagen, das wäre das Richtigste gewesen. Ich weiß, ich weiß — man hat mich oft lächerlich gemacht mit meinen Anforderungen an die Etikette, gerade sie ist aber wie die undurchdringliche Rüstung, welche den Soldaten noch aufrecht hält, wenn er selbst zum Tode verwundet ist."

Die Königin schwieg längere Zeit, dann erhob sie den Kopf.

„Das ist unmöglich — es giebt einen noch höheren, größeren Stolz, als den von Ihnen bezeichneten. Ich wünsche, daß

von diesem Abend an die ganze Angelegenheit umgeformt werde, gerade so, wie ich es angeordnet habe."

Der Herzog aber flehte sie beinahe an:

„Majestät, denken Sie nicht daran — eine Auktion von Pferden und Wagen? ein königlicher Bankrott? — Welche Schande! Welcher Skandal!"

„Was jetzt geschieht, ist noch viel skandalöser!"

„Wer weiß es denn? Wer kann es auch nur vermuten? — Daß der alte filzige Rosen dahinter steckt, das hätten Sie doch selbst nicht geglaubt. O, — Madame — ich beschwöre Sie nehmen Sie dasjenige an, was Sie meine Ergebenheit nennen — wenn Sie wüßten! — Ihre Einkünfte eines ganzen Jahres reichen kaum für die Spielschulden des Königs hin!"

„Der König wird nicht mehr spielen, mein Herr."

Dies wurde in so bestimmtem Tone gesagt, daß Rosen nachgab. Er fügte nur noch hinzu:

„Ich werde thun, was Majestät wünschen. Aber ich bitte inständigst, sich daran zu erinnern, daß mein ganzes Besitztum Eurer Majestät gehört, und daß ich wohl verdiene, daß man sich in Zeiten der Not zuerst an mich wendet."

Er hatte die Gewißheit, daß dies nicht lange auf sich warten lassen würde.

Am nächsten Morgen begannen die Reformen. Die Hälfte der Dienerschaft wurde verabschiedet, die überflüssigen Wagen wurden nach dem Tattersall geschickt und dort zu ziemlich günstigen Bedingungen verkauft, ausgenommen die Galakutschen, die für einen Privatmann doch zu auffällig gewesen wären. Diese Kutschen wurden an einen amerikanischen Zirkus verkauft, der sich zur Zeit in Paris etabliert hatte. Sie dienten nun bei den Feerien und equestrischen Pantomimen.

Von dem Verkauf im Tattersall sprach man in Paris acht Tage lang, dann war alles vergessen.

Christian nahm die von der Königin angeordneten Reformen ganz ruhig hin. Seit dem letzten Vorfall an dem Empfangs-

tage fürchtete er sich vor der Königin wie ein Kind, das die Rute bekommen hat. — Was kümmerte ihn auch die Einschränkung des Hofhaltes? Seine ganzen Beziehungen und Neigungen lagen außerhalb des Hauses. — Erstaunlich! seit sechs Monaten hatte er von dem Intendanten Rosen kein Geld verlangt! — Dies rehabilitierte ihn ein wenig in den Augen der Königin, welche auch dadurch schon beruhigt war, daß sie nicht mehr so oft das Kab des Engländers auf dem Hofe stehen sah.

Dennoch gab der König viel Geld aus, mehr wie jemals. Wo bekam er das Geld dazu her? Elysée wußte es ganz genau, Onkel Sauvadon hatte ihm das Geheimnis eines Tages erklärt.

Méraut besuchte diesen von Zeit zu Zeit, um ihm Nachrichten von seiner Nichte Colette zu bringen, denn der alte Sauvadon mochte das Haus des Herzogs Rosen nicht betreten, derselbe war ihm zu sehr zuwider.

Onkel Sauvadon sah seinen alten Bekannten, der ihm immer seine Gedanken so hübsch geordnet hatte, sehr gern bei sich. Jetzt brauchte er Méraut nicht mehr als Instrukteur, denn, wie gesagt, er besuchte die Soireen bei Colette nicht mehr, oder besser, es gab keine mehr. Dennoch freute er sich aber darüber, daß seine Nichte mit wirklichen Königen Umgang hatte.

Dabei konnte Sauvadon nicht umhin. wieder seinem Groll gegen Rosen Luft zu machen.

Beim Frühstück, als beide gerade eines Tages wieder über diesen Gegenstand plauderten, fuhr Sauvadon unmutig auf:

„Was hat er denn, worauf er so eingebildet ist? Seinen Namen? seinen Titel? Mit meinem Gelde sind sie beschafft worden! — Seine Kreuze, Ordensbänder und Ordenssterne? Wenn ich die haben wollte, die könnte ich gleich bekommen! In der That, mein lieber Méraut, Sie wissen noch nichts davon — seit der Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben, ist mir ein großes Glück zugestoßen.“

„Was denn für eins, lieber Onkel?“

Er nannte ihn „Onkel“ nach der im südlichen Frankreich herrschenden familiären Gewohnheit.

„Mein lieber Freund, ich habe den illyrischen Löwenorden ... und zwar das Kommandeurkreuz desselben ... Der Herzog ist so stolz auf seinen Groß-Kordon! ... Am Neujahrstage, wenn ich ihm Visite mache, werde ich mir mein Kommandeurkreuz anheften, dann wird er Augen machen!“

Elysée konnte und wollte das gar nicht glauben. — Den Löwenorden! den ältesten und gesuchtesten Orden in Europa! den hatte Onkel Sauvadon erhalten! Und wofür? Dafür, daß er in Bercy verschnittenen Wein verkauft?

„O, das ist sehr einfach“, sagte der andere, indem er seine kleinen grauen Augen zukniff, „ich habe mir den Grad des „Kommandeurs“ gekauft, gerade so wie ich mir den Titel „Prinz“ kaufen würde. Noch ein wenig mehr Geld, dann hätte ich den Groß-Kordon des Ordens gehabt, denn er war gerade zu verkaufen.“

„Wo denn?“ fragte Elysée, bleich werdend.

„Na, in der Agentur Levis in der Rue Royale ... man findet dort alles bei diesem verteufelten Engländer ... Mein Kreuz hat zehntausend Franks gekostet, der Kordon dazu soll fünfzehntausend Franks kosten, und ich weiß jemand, der schon darauf geboten hat ... Raten Sie, wer? ... Biscarat, der Groß Coiffeur am Boulevard des Capucines. Aber das ist ja schon in ganz Paris bekannt, da er sich hat photographieren lassen — mit dem Rasiermesser in der Hand und umgehängtem Ordensband. Wenn das der General sähe, dann würde er mal seinen Schnurrbart hochziehen!“

„Und Sie haben Ihre Bestallung, Onkel? Wollen Sie mir dieselbe zeigen?“

Elysée hoffte immer noch, daß dies irgend ein in der Agentur Levis ausgeführter Schwindel sei, aber nein — alles war in bester Ordnung, die gewöhnliche Form, das illyrische

Wappen darunter, die Signatur des Boscovich und der Namenszug des Königs Christian II., alles war unzweifelhaft richtig!

Es war ein niedlicher Ordensschacher eingerichtet worden, und zwar mit Erlaubnis des Königs. Um sich gründlich davon zu überzeugen, suchte er sogleich nach seiner Rückkehr in Saint-Mandé den Rat Boscovich auf.

Er fand denselben in dem ihm als Arbeitszimmer dienenden Salon damit beschäftigt, gesammelte Pflanzen zu sortieren. Während des Aufenthalts in Paris hatte er in dessen Umgebung fleißig Pflanzen gesucht, er hatte das reiche Herbarium eines berühmten verstorbenen Naturforschers gekauft, und hierbei konnte er stundenlang mit der Lupe in der Hand seine Lieblinge betrachten und bewundern.

Beim Anblick dieses begeisterten Naturforschers ließ Méraut seinen gegen Boscovich gehegten Argwohn sofort schwinden. Als Elysée nun auf das heikle Thema zu sprechen kam, da verfärbte sich Boscovich doch etwas. Was sollte er sagen? Ganz richtig — in der letzten Zeit hatte er auf Befehl des Königs eine ganze Anzahl Ordensdiplome aller Grade anfertigen müssen — mit offenem Raum für den Namen — mehr wußte er aber nicht, und er hätte sich niemals erlaubt, um nähere Auskunft zu bitten, wozu er die Dinger anfertigen mußte.

„Gut, Herr Rat", sagte nun Elysée sehr ernst, „ich muß Ihnen davon Mitteilung machen, daß Seine Majestät mit seinen Ordensdekorationen einen schwunghaften Handel mit der Agentur Levis betreibt."

Dann erzählte er ihm die Geschichte mit dem Barbier oder Coiffeur. Boscovich stieß nur einen kleinen Ruf der Verwunderung aus — seine Freunde waren seine Pflanzen, sein Herbarium war seine Welt.

„Aber", fuhr Méraut fort, „das ist unwürdig, schmachvoll, daß ein Mann wie Sie die Hand zu solchen häßlichen Schlichen bietet."

Der andere, ganz verzweifelt darüber, daß man ihm mit

Gewalt die Augen über etwas öffnete, was er gar nicht sehen wollte, entschuldigte sich damit:

„Mein lieber, verehrter Herr Méraut, der König ist der König und bleibt es. Wenn er sagt: „Boscovich, schreibe dies", dann gehorcht meine Hand, ohne daß ich darüber nachdenke. Und der König ist so großmütig und freigebig, sehen Sie, dies schöne Herbarium ist ein Geschenk von ihm — fünfzehnhundert Franks — was konnte ich anders thun, als ihm gehorchen?"

Der arme Teufel hatte also seine Mitwissenschaft nackt eingestanden. Er tröstete sich damit, daß der König die richtigen Ratgeber nicht hätte. Er hätte weder Beruf noch Lust zum Regieren — schon bei Lebzeiten des verstorbenen Leopold hatte Christian, das Kind von zwölf Jahren, sich weinend geweigert, später einmal die Königswürde anzunehmen — er wollte und wollte nicht König sein; sein Kousin Stanislaus der solle es werden.

In dieser Anekdote spricht sich der ganze Charakter Christians aus. Und er war gar kein unebner Mann, nein, nur ein wenig kindisch und zu jung verheiratet. Das nächtliche Leben das er führte, die Frauen, die Soupers, das waren die Faktoren, die seinem ganzen Wesen eine schiefe Richtung gaben.

Womit soll sich aber ein König beschäftigen, der kein Land, kein Volk und keine Minister hat? Dieser lockere Zeisig hier in der Verbannung, den der Herzog so lange Zeit mit großen Opfern über Wasser gehalten hatte, fing nun damit an, ganz unrechtmäßige Eingriffe in die Rechte seines Landes zu machen.

Er hatte damit angefangen, ganz so wie der Sohn irgend einer Privatfamilie, gegen kleine Anweisungen „auf unsere Kasse" von Tom Levis Geld zu entnehmen. Diese Anweisungen — oder sagen wir diese Wechsel vermehrten sich aber immer mehr, ihre Anzahl wurde immer größer, und als eines Tages in Levis Kasse selbst starke Ebbe herrschte, da erfand der schlaue Agent ein neues Mittel, um Geld für den König zu schaffen. Das war der Ordensschacher, das einträglichste Geschäft für Könige

ohne Land und Unterthanen, ohne Zivilliste und sonstige Hilfsmittel.

Der arme Löwe von Illyrien wurde nun förmlich ausgeschlachtet wie ein gewöhnliches Tier; um den Handel recht ergiebig zu machen, wurde er in seine einzelnen Teile (Grade) zerlegt und ähnlich wie auf der Fleischbank Kopf, Mähne, Bruststück, Keule, Füße und Schwanz einzeln verkauft. Méraut sagte sich ganz richtig, daß der König, einmal von Tom Levis auf diesen Gedanken gebracht, niemals mit diesem Handel aufhören würde. Was nun aber beginnen? Sollte er der Königin diese unsaubere Geschichte erzählen? Er konnte es nicht über sich gewinnen, denn die arme Frau war wahrhaftig schon genug von Sorge und Kummer niedergedrückt. Bei dem Herzog von Rosen würde er ebenfalls kein Glück mit seiner Neuigkeit gehabt haben, denn dieser war unfehlbar der Ansicht, daß sein König — wenn auch noch so tief gefallen — immer noch unendlich erhabener und höher dastünde, als er — der armselige Méraut.

Es blieb dem letzteren also nichts übrig, als der Sache ihren Lauf zu lassen.

Es war nun schon so weit gekommen, daß die Gehälter für die Dienerschaft nicht mehr pünktlich gezahlt worden waren. Die Königin fürchtete wohl nicht mit Unrecht, daß sie selbst dadurch in der Achtung ihres Personals bedeutend sinken werde. Jetzt wußte sie, was es heißt, Schulden zu haben, die nach und nach immer drückender werden und, wenn nicht getilgt, ganz unberechenbare Folgen herbeiführen. Der alte Herzog, immer ruhig und ernst, wollte hierdurch der Königin gleichsam zu verstehen geben: „Ich bin noch da — ich halte alles oben" — aber die Königin war fest entschlossen, in ihren Reformen und Einschränkungen fortzufahren.

Eines Abends, als nach dem Souper auch die Whistpartie bereits beendet war und alle Teilnehmer der Tafelrunde sich zurückzogen, hatte die Königin den Präzeptor aufgefordert, noch zu bleiben, da sie mit ihm zu arbeiten hätte.

Méraut verbeugte sich zustimmend und holte Papier und Schreibmaterial herbei. Dann wartete er auf die Befehle der Königin.

„Nein", sagte diese zu ihm, „wir wollen nicht arbeiten, mein lieber Méraut, dies war nur ein Vorwand für die anderen, lassen Sie uns plaudern."

Und leise fügte sie hinzu:

„Ich möchte Sie etwas fragen."

Das, was sie fragen wollte, mußte ihr wohl sehr peinlich sein, denn es dauerte lange, ehe sie damit zum Vorschein kam.

Méraut war ganz gespannt darauf.

Endlich, allen Mut zusammenraffend, fragte die Königin — leise und furchtsam:

„Herr Méraut, ich wollte von Ihnen wissen, ob Sie hier in Paris jemand kennen, der — Geld auf Pfänder leiht."

Diese Worte kamen nur zögernd über ihre Lippen.

Diese Frage an ihn, den alten Studenten, der fast jeden Pfandleiher in Paris kannte, der diese Art Leute seit zwanzig Jahren fortwährend gebraucht hatte, um überhaupt zu existieren, sie kam ihm beinahe komisch vor. Ob er sie nicht kannte! —

Die Königin fuhr fort:

„Ich wollte Ihnen, zu dem ich allein Vertrauen habe, einen delikaten Auftrag geben. — Wir sind augenblicklich so bedrängt von außen — würden Sie einige Edelsteine dorthin tragen, um Geld darauf zu erhalten?"

Auf ihrem schönen Antlitz war solcher Kummer ausgeprägt, daß Méraut von Mitleid ganz ergriffen wurde. War ein solches Elend überhaupt denkbar?

Er erklärte sich bereit, den Auftrag auszuführen.

Die Königin erhob sich, nahm aus der Krystallvase die altertümliche, beinahe vergessene Reliquie — die Krone von Illyrien und legte sie auf den Tisch.

Elysée zitterte . . . die Krone! Ja, es handelte sich um die Krone, die sechshundert Jahre alte Krone von Illyrien. Die

Könige, die sie getragen haben, sind tot, Ströme von Menschenblut sind bei ihrer Verteidigung geflossen. Jetzt sollte sie der Königin die Mittel zum Leben verschaffen — es blieb nichts weiter übrig.

Die Krone war von feinem alten Golde wunderbar gearbeitet und mit einer Unmenge der prachtvollsten Edelsteine und Perlen geschmückt und verziert, welche herrlich funkelten.

Zunächst handelte es sich darum, mehrere der größten und schönsten Steine aus der Fassung auszubrechen, sehr behutsam, und dies gelang Méraut endlich nach einigen vergeblichen Versuchen.

Was mußte die arme Königin wohl bei dieser Arbeit für Empfindungen und Gedanken haben!

Am andern Tage war Méraut den ganzen Vormittag außer dem Hause gewesen und kam gerade zurück, als das Dejeuner begann. Er setzte sich still und betrübt zu Tische und sprach kein Wort, während er doch sonst die Unterhaltung so recht eigentlich belebte.

Die Königin wurde unruhig, sie fühlte instinktiv, daß ein neuer Schlag sie getroffen haben mußte. Als nach dem Dejeuner die Unterrichtsstunde begann und sie mit Méraut einen Augenblick allein war, fragte sie schnell:

„Was haben Sie, Méraut? Was werde ich Schlimmes hören müssen?“

„O, Madame, sämtliche Steine sind falsch!“

„Falsch?“

Ja — falsch — sehr gut in Glas nachgeahmt! Aber wie und wann war dies geschehen? Wer hatte es gethan? Es mußte also doch einen Missethäter im Hause geben!

„Ja, es giebt einen Missethäter hier — und Sie, Madame, und ich, wir kennen ihn sehr wohl.“

Fieberhaft zusammenschauernd ergriff die Königin die Hand Mérauts, und — gleichsam einen Pakt zwischen sich und ihm schließend, sagte sie:

„Wir werden ihn aber nicht verraten, nicht wahr?"

„Niemals!" sagte er, die Augen abwendend.

Mit einem Wort hatten sich beide verstanden.

Also auch nicht einmal die Krone war heilig und unangetastet geblieben.

Der Schmerz der Königin über diese neue Entdeckung war grenzenlos.

VII.

Volksbelustigungen.

An dem ersten Sonntage im Monat Mai, einem heiteren, sonnigen und warmen Tage machte am Nachmittage in einem offenen Landauer die Königin mit dem Prinzen und seinem Erzieher eine Spazierfahrt durch das Gehölz von Saint-Mandé.

Die fast heilige Stille und Ruhe, die hier herrschte, that der Königin nach der Aufregung der vorhergehenden Tage unendlich wohl, und sie gab sich ganz einer angenehmen Plauderei mit dem ihr gegenüber sitzenden Méraut hin:

„Es ist sonderbar", sagte sie zu demselben, „mir kommt es immer so vor, als hätte ich Sie schon früher gekannt. — Ihre Stimme, Ihre Gestalt regen in mir Erinnerungen an. — Wo können wir uns schon einmal begegnet sein?"

Der kleine Zara für seine Person erinnerte sich der ersten Begegnung sofort; das war im Kloster gewesen, da unten in der Kirche am Weihnachtsabend, wo ihm Elysée so große Furcht eingejagt hatte. Und er blickte auch heut wieder beinahe furchtsam zu seinem Lehrer auf.

„Nein, nein", sagte die Königin, „es muß schon vorher gewesen sein, — wenn es nicht in einem früheren Leben gewesen ist", fügte sie nachdenklich hinzu.

Elysée fing an zu lachen.

„In der That, Majestät täuschen sich nicht. Sie haben mich nicht in einer anderen Welt gesehen, Madame, nein, hier in Paris, am Tage Ihrer Ankunft. Ich war es, der auf die

Grundmauer des Gitters der Tuilerien gestiegen war, gerade dem Hotel des Pyramides gegenüber."

„Und das waren Sie, der gerufen hatte: „Es lebe der König!" — Jetzt entsinne ich mich — ja, das waren Sie! Oh! wie bin ich zufrieden! — Sie waren der Erste, der uns willkommen geheißen hat . . . wenn Sie wüßten, wie wohl mir damals ihr Ruf gethan hat!"

„Und mir auch", erwiederte Méraut. „Solange ich nicht Gelegenheit hatte, den Triumphruf: „Es lebe der König!" auszustoßen, so lange schwebte er mir stets auf den Lippen. Das liegt so in unserer Familie, das ist das Erbteil von meinem Vater her — das südliche Blut verleugnet sich in mir nicht."

„Ich muß Ihnen nochmals dafür danken", begann die Königin wieder. „Gehörte Ihr Herr Vater den höheren Ständen an?"

„Nein, Madame, er war nur ein einfacher Handwerker, ein Leinweber."

„Das ist sehr sonderbar", sagte die Königin träumerisch.

Und nun begann ihre gewöhnliche, die ewig wiederkehrende Unterhaltung.

Die Königin liebte das Volk nicht, sie hatte eine Art von physischem Abscheu vor ihm. Sie fand das Volk roh, schrecklich sowohl in seiner Freude, als in seinem Leid. Selbst bei dem Feste ihrer Salbung — in dem Honigmond ihrer Regierung hatte sie das Volk gefürchtet trotz aller Beifallsbezeugungen desselben.

Unter den Märchen, welche Madame de Silvis dem kleinen Zara erzählt hatte, war eins von einem jungen Mädchen in Syrien, welches mit einem Löwen verheiratet war und sich vor dessen großem Rachen, seinem Brüllen und seiner Mähne ganz erschrecklich fürchtete. Trotzdem war der Löwe sehr liebenswürdig und aufmerksam gegen seine kindliche Frau, brachte ihr seltenes Wildpret und Honigscheiben, wachte nachts vor ihrer Thür und gebot dem Meer, dem Wald und allen anderen Tieren Ruhe

während des Schlummers seiner Geliebten. Das half alles nichts, sie behielt ihr abstoßendes Wesen, ihre beleidigende Furcht so lange bei, bis der Löwe darüber eines Tages böse wurde, seine Mähne schüttelte und sie furchtbar anbrüllte: „Schere Dich fort von hier!“

Das war gleichsam das Verhältnis Friederikens zu ihrem eigenen Volke, welches den Löwen repräsentiert hatte.

„Ich weiß“, sagte Méraut, „Sie fürchten das Volk, Sie lieben es nicht; aber Madame, Sie kennen das Volk nicht. Sehen Sie um sich, Majestät! In diesen Alleen, unter diesen Bäumen sehen Sie ruhige, fröhliche Spaziergänger, und das sind die Bewohner der schrecklichsten Vorstadt von Paris, von der fast alle Revolutionen ausgegangen sind. — Wie sie sich freuen, heut am Ruhetage sich im Sonnenschein vergnügen zu können!“

Es war in der That reizend, diese Gruppen lustiger und fröhlicher Männer, Frauen und Kinder zu sehen. Der kleine Prinz wollte mit aller Gewalt aus dem Wagen springen, um mit den Kindern spielen zu können. So etwas war ihm noch nie vor Augen gekommen.

Ein ganz neues Bild bot sich bei einer Biegung des Weges dar. Man erblickte den klaren See mit stolz dahin ziehenden Schwänen, Scharen von Enten und einer Unmasse von Gondeln und Barken, in denen spazierenfahrende Menschen saßen.

Die Equipage der Königin mit dem illyrischen Wappen daran, mit dem betreßten Lakaien erregte doch Aufsehen unter dem ab- und zuströmendem Volk. Friederike war sonst nur in der Woche bis hierher gekommen, — die Leute stießen sich gegenseitig an und machten sich einander aufmerksam auf die glänzende Karosse mit der schönen Dame darin. Hin und wieder wurde ihr auch ein freundliches „Guten Tag, Madame“ zugerufen.

War es dieser Umstand, waren es die Worte Mérauts oder war es der herrliche Sonnenschein, daß Friederike mit einem Male eine förmliche Umwandlung ihrer Gedanken, eine Art von

Sympathie für diese ihren Sonntag feiernden Handwerker fühlte, eine Empfindung, die sie früher nie gekannt hatte?

Zara war kaum noch im Wagen zurückzuhalten.

Jetzt gelangte der Wagen zu den weniger geräuschvollen Alleen, in denen die Leute lasen oder auf Bänken schlafend saßen. Hier war es so schattig, so frisch, die Vögel sangen so herrlich.

Je mehr man sich aber vom See entfernte, desto größer wurde wieder die Menschenmenge und das Geräusch. Kanonenschläge, Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, Klingeln und lärmendes Geschrei erfüllte die Luft.

„Was ist das jetzt? Was ist hier los?“ fragte der kleine Prinz.

„Das ist der Pfefferkuchenmarkt“, sagte der Kutscher, indem er sich auf seinem Sitz umdrehte. — Die Königin gestattete, näher heran zu fahren, und nun konnten die Insassen des Wagens das sich ihnen darbietende eigentümliche Bild genauer betrachten.

Plötzlich hielt der Landauer, da die Wagen nur bis zum Anfang der breiten Straße nach Vincennes fahren durften, in deren ganzer Länge die Jahrmarktsbuden auf beiden Seiten aufgeschlagen waren. Dieses ganz neue Schauspiel, diese Budenreihen mit allerlei schönen Sachen darin erregten so sehr Zaras Neugierde, daß die Königin einwilligte, auszusteigen und zu Fuß ein wenig weiter zu gehen.

„Es ist doch nicht gefährlich?“ fragte sie Méraut.

„Nicht im geringsten“, versicherte dieser, „aber wenn wir auf den Jahrmarkt gehen, muß der Lakai zurückbleiben. Die Livree fällt hier zu sehr auf.“

Der Diener blieb zurück, sie wollten nur die ersten Buden in Augenschein nehmen.

Es war also Markt, — oder vielmehr — was man hier in Deutschland ein Fest der „Vogelwiese“ nennt.

Was war da nicht alles zu sehen! Da gab es Kunstreiter, Seiltänzer, Menagerien, Riesendamen, Feuerfresser und Degen-

schlucker, Zwerge, Wachsfiguren, Zauberer — kurz, der kleine Prinz war selbst wie bezaubert und trunken von Freude, er that hundert Fragen, die gar nicht alle beantwortet werden konnten, er wollte immer mehr sehen.

Elysée mahnte endlich zur Umkehr, aber das Kind bat so sehr, noch weiter zu gehen, daß seine Mutter ihm gern diese Freude machte.

Wie es auf französischen Jahrmärkten Sitte ist, beginnen gegen Abend in den erleuchteten Buden die Vorstellungen und Aufzüge, und zwar unter einem betäubenden Lärm von allen möglichen und unmöglichen Instrumenten, Musik kann man so etwas gar nicht mehr nennen.

Zara bewunderte am meisten ein auf der Rampe einer Bude stehendes, ganz in Gold- und Silberflittern gekleidetes Künstlerpaar — er glaubte wirklich Personen aus den Märchen der Madame Silvie vor sich zu sehen.

In den geschmückten Verkaufsbuden gab es Spielsachen, in anderen wieder Süßigkeiten von allen Sorten, die Hauptrolle spielte aber der Pfefferkuchen, der dem Fest den Namen verliehen hatte. Er war zu haben in allerlei Gestalten, rund, eckig und in komischen Figuren, unter denen sich solche wie „der Geliebte der Amanda", der „Prinz Queue-de-Poule und Rigolo", die beiden unzertrennlichen Pariser Berühmtheiten, sehr wunderlich ausnahmen, aber viel begehrt wurden.

Es war in dem Gedränge für die Königin und ihre Begleiter unmöglich, umzukehren und denselben Weg wieder zurück zu gehen. Sie mußten also immer weiter vorwärts; sie wurden angestreift, hin und her geschoben, sie hörten Jauchzen und fröhliches Gelächter um sich herum, — niemals in ihrem Leben war die Königin mit dem Volke in so nahe Berührung gekommen. Aber merkwürdig, sie fühlte jetzt durchaus nichts von Schrecken, Furcht oder Abscheu, sie ging ganz ruhig mit den anderen vorwärts, die gute Laune aller dieser Jahrmarktsbesucher machte sie ganz sicher.

Der kleine Prinz, der von seiner Mutter und seinem Lehrer unterstützt und beschützt wurde, klagte, daß er nun nichts mehr sehen könne. Méraut nahm ihn auf seine Schulter, ganz so, wie die Arbeiter ihre Kinder hoch hoben. Das war eine Freude für Zara! Da hoch oben hatte er einen herrlichen Überblick über die Buden — er jauchzte vor Lust und klatschte in die Hände.

Plötzlich schwankte die Königin und stutzte. War es Ermüdung, war es der dieser großen Menschenmenge entströmende erstickende Geruch, oder war es die drückende Sonnenhitze, oder hatte sie etwas Beunruhigendes erblickt, genug, sie schwankte und hatte nur noch Zeit, Elysées Arm zu ergreifen. Ganz bleich im Gesicht, klammerte sie sich förmlich an Méraut an und murmelte leise: „Nichts, es ist nichts." Aber in ihrem Kopf hämmerten die Nerven schmerzhaft, eine Minute lang schwand ihr das Bewußtsein.... Oh! diese Minute wird Méraut niemals vergessen! — Es ist vorüber, Friederike ist wieder stark, ein frischer Luftzug hat sie wieder neu belebt. Dennoch behält sie den schützenden Arm und paßt ihren Schritt dem seinigen an. Elysée kann sich von seinen Gefühlen kaum Rechenschaft geben, er denkt an nichts, er sieht und hört nichts, er ist im Lande seiner Träume! Unvermerkt hat er mit der Königin und dem Kinde die Allee verlassen, jetzt kommt er wieder zu sich, jetzt ist er wieder auf der Erde. — Der Wagen der Königin ist weit entfernt, man kann ihn nicht erreichen. Sie müssen also zu Fuß bis zur Rue Herbillon gehen, bei sinkender Sonne eine lange Allee verfolgen, die auf beiden Seiten mit gewöhnlichen Wirtshäusern besetzt ist. Das ist eigentlich ein unüberlegter Streich, aber niemand von beiden achtet darauf, beide sind schweigsam. Er denkt nur an die selige Minute, in der sie ihm so ganz das traurige Geheimnis ihres Lebens aufgedeckt hat, — sie träumt von allem, was sie heut Neues gesehen und entdeckt hat. — Sie hat zum erstenmal den Herzschlag des Volkes gefühlt.

VIII.

Der große Zug.

Die Thür der Agentur Tom Levis wurde so heftig zugeschlagen, daß das ganze Gebäude erzitterte und von dem heftigen Luftdruck die auf den Pulten liegenden Papiere von denselben hochflogen. Die Kommis verbeugten sich ehrfurchtsvoll — J. Tom Levis war soeben eingetreten. Er gab wie gewöhnlich einige kurze Anordnungen, fragte wiederum mit lauter Stimme, ob die Sendung an Seine Hoheit den Prinzen von Galles bereits fort sei und ging dann in sein Kabinett. — Die Frage nach der Sendung an den Prinzen that er jedesmal, wenn recht viel Leute im Magazin waren.

Die Beamten wünschten sich Glück zu der guten Laune ihres Patrons, es mußte ihm irgend etwas Erfreuliches passiert sein, dies begriff selbst die ruhig hinter ihrem Gitter sitzende Sephora.

„Nun, was giebt es Neues?" fragte sie den eintretenden Tom.

„Etwas Gutes", sagte er mit geheimnisvollem Lächeln und seinem bei wichtigen Gelegenheiten gewöhnlichen Augenverdrehen.

„Komm!" fuhr er dann fort, seiner Frau ein Zeichen gebend.

Beide stiegen fünfzehn Stufen hinab in ein allerliebst ausgestattetes, im Kellergeschoß belegenes Boudoir, welches das Licht von der Rue Royale her erhielt. Dieses Zimmerchen hatte Verbindung mit den Kellern und den Magazinen, so daß Tom hier aus- und eingehen konnte, ohne mit mißliebigen Personen oder Gläubigern zusammenzutreffen, welche er in seinem Pariser

Dialekt „pavés“ nannte, das heißt, solche Personen oder Sachen, welche die freie, ungenierte Bewegung hindern.

Die ältesten Beamten, die bei Tom schon länger als fünf bis sechs Jahre im Geschäft waren, hatten dieses heimliche Stübchen noch nicht betreten, nur Sephora durfte hier eindringen. Hier war das Allerheiligste des Agenten. Mit einem Handgriff öffnete er seinen Gehrock und warf ihn ab, dann eine Weste, hierauf eine zweite, alle beide buntfarbig wie Zirkusanzüge, nachher wand er von seinem Halse die zehn Meter weißen Musselin ab, die seine Kravatte bildeten, nun folgten die um seinen Leib gewundenen Flanellbandagen, die ihm die majestätische Wohlbeleibtheit verliehen, und plötzlich stand er da — ein erleichterndes „uf“ ausstoßend — als ein magerer, nerviger, nicht großer Kerl, nicht dicker wie eine abgehaspelte Spindel, ungefähr fünfzig Jahr alt, von so abschreckendem Aussehen, als hätte man ihn aus dem Feuer gerettet, mit Runzeln und Narben bedeckt, der wirkliche Tom Levis — alias Narcisse Poitou, Sohn eines Tischlers aus der Rue d'Orillon.

Auf den Hobelspänen seines Vaters groß geworden und auf der Straße erzogen, hatte Narcisse in seinem fünfzehnten Jahre einen unüberwindlichen Abscheu gegen jede Handarbeit bei sich entdeckt. Dagegen war er groß im Projektenmachen und Ersinnen von Geschäften. Später reiste er in der Welt umher und unternahm tausenderlei Sachen. Er war nach und nach Goldgräber in Australien, Squatter in Amerika, Schauspieler in Batavia, Gerichtsdiener in Brüssel, und nachdem er Schulden in der alten und neuen Welt gemacht und Gläubiger in allen vier Himmelsstrichen hinterlassen hatte, ließ er sich als Agent in London nieder, wo er längere Zeit verblieb und auch Erfolg hätte haben können, wenn er nicht so viel verrücktes Zeug angefangen hätte. Der Teufel plagte ihn, in der Nacht wie ein Wilddieb die in Hyde-Park auf dem See schwimmenden Schwäne zu schießen. Dabei wurde er abgefaßt und einige Monate Gefängnis benahmen ihm seine Vorliebe für das freie England,

er kehrte wieder zum Pariser Pflaster zurück, von dem er herstammte.

Es war wohl ein Überbleibsel seiner Schauspielerkarriere, welches ihn veranlaßte, hier bei seinem Unternehmen als „Geschäftsvermittler" als Engländer aufzutreten. Die Kenntnis der englischen Sprache und englischen Sitten kam ihm hierbei gut zu statten. Der von ihm angenommene Name Tom Levis war das Ergebnis einer einzigen Minute, in der er eines solchen benötigt war.

Unzählige Kombinationen durchkreuzten sein darin unerschöpfliches Gehirn. Diejenige, über die er am wenigsten nachgegrübelt hatte, gelang ihm von allen am besten. Ihr verdankte er die Bekanntschaft mit Sephora, die zu damaliger Zeit gerade eine Art von Family-Hotel in den Champs-Elysées besaß. Die Besitzerin selbst, immer in großer Toilette, saß an einem Fenster des Erdgeschosses, entweder mit einer Handarbeit oder mit ihren Kassenbüchern beschäftigt.

Aus einem früheren Kapitel wissen wir bereits, welche bunte, teilweise exotische Gesellschaft in diesem Hotel wohnte oder verkehrte.

Unter allen diesen Abenteurern und Gelegenheitsmachern hatte sich Meister Poitou, oder später Tom Levis, der kleine Pensionär in der Dachwohnung, durch seine Heiterkeit, seine Geschmeidigkeit und seine Geschäftskenntnis sehr bald eine feste Stellung erworben. Er brachte das ersparte Geld der Dienstleute gut und sicher unter und gewann dadurch auch das Vertrauen der Herrin. Durch sein freundliches Wesen war er der beliebteste Gast an der gemeinsamen Tafel geworden, und so kalt und verschlossen die schöne Wirtin gegen alle übrigen Gäste war, so entgegenkommend zeigte sie sich Tom Levis gegenüber. Beide traten sich dadurch immer näher.

Man sagt, daß bei den Frauen eigentlich nur der erste Liebhaber zählt. Der von Vater Leemans für Sephora ausgewählte Siebziger hatte ihr Blut für immer erstarrt und die

Fähigkeit zu lieben in ihr vernichtet. Bei ihr kam es nur auf Geld, Intrige, Schlauheit und Handel an. Dieses wunderbare Geschöpf war im Trödelladen geboren und nur für denselben.

Nach und nach hatte sich zwischen ihr und Tom eine Art Freundschaft herausgebildet, ungefähr so wie zwischen Vormund und Mündel. Er gab ihr guten Rat, er leitete sie, immer mit einer Geschicklichkeit, einem Reichtum an Ideen, der auf die schöne Jüdin einen tiefen Eindruck machte. Niemals dachte oder erfand sie etwas allein, das Genie Toms mußte allen ihren Vorhaben erst den richtigen Glanz verleihen. Endlich hatten sie sich vereinigt und handelten als Eheleute gemeinsam.

Als Tom jetzt mit seiner Metamorphose fertig war, näherte er seine Affenfratze dem Engelsantlitz Sephoras und flüsterte ihr freudig zu:

„Endlich werde ich meinen großen Zug machen — es ist alles dazu bereit!"

„Wirklich sicher? Wieso? Mit wem?"

Der Name, den sie hierauf hörte, veranlaßte sie nur zu einem spöttischen Lächeln.

„Was", sagte sie, „dieser Dummkopf? Der hat doch keinen Sou mehr, wir haben ihn gründlich beschnitten und geschoren, ihn und seinen illyrischen Löwen, nicht das Haar auf dem Kopf ist mehr sein eigen."

„Schmähe mir nicht den Löwen von Illyrien, meine Liebe, seine Haut allein ist jetzt zweihundert Millionen wert", sagte Tom phlegmatisch.

Die Augen der Frau flammten auf.

„Zweihundert Millionen?" wiederholte sie, jede Silbe betonend.

Nun erklärte er ihr genau, wie das ganze ungeheure Geschäft zu machen sei.

Es handelte sich also darum, Christian II. dahin zu bringen, den ihm vom illyrischen Landtage gemachten Vorschlag anzunehmen, das heißt, seinen Ansprüchen an die Krone und den

Thron vollständig zu entsagen und dafür als Abfindung zweihundert Millionen in Empfang zu nehmen. Der König sollte nur die darüber lautende Urkunde unterzeichnen, weiter nichts. Christian selbst würde sich schon lange dazu entschlossen haben, nur einzig und allein die Königin hielt ihn davon zurück. Dennoch würde es zur Entsagung kommen, es sei kein Geld mehr vorhanden, und die Schulden für den Aufwand des Königshauses in Saint-Mandé würden immer größer und drückender. Kisten und Schränke, sowie die Ställe wären leer, keine Rechnung würde mehr bezahlt.

Alle diese Einzelheiten hatte er von dem schurkischen Kammerdiener Lebeau erfahren.

Seitdem der König wußte, daß er von zweihundert Millionen nur noch durch einen einzigen Federstrich getrennt war, hatte er sich ganz verändert; er sprach nicht, er lachte nicht mehr, nur diese ungeheure Summe spukte in seinem Gehirn herum. Er ging und kam, immer in höchst bissiger Laune. In seinem Privatdienst war noch nichts geändert worden, Sekretär, Kammerdiener, alle waren noch am Platz. Die stolze Königin wollte durchaus ihre Not verheimlichen und litt nicht, daß der König an irgend etwas Mangel leiden sollte.

Christian würde aber dennoch der Versuchung erliegen. Eines schönen Morgens, nach durchspielter Nacht, wenn er nicht bezahlen könnte, würde er, um nicht im Klub öffentlich für insolvent erklärt zu werden, seine beste Feder nehmen und unterschreiben. Ohne den alten Rosen würde dies sogar schon geschehen sein, dieser hätte ihn aber bisher über Wasser gehalten.

Toms Plan war nun der, den König zu immer größeren Ausgaben und immer größerer Verschwendung zu verführen, so daß seine Schulden sowohl seine als des Herzogs Hilfsquellen überstiegen, kurz, ihn so in vielfältige Verpflichtungen zu verwickeln, daß er ganz willenlos in Toms Hände gegeben wäre, und dieser zuletzt die ganzen Millionen, die er sich natürlich als Sicherheit cedieren lassen würde, ganz allein einheimsen könne.

Das war sein „großer Zug“.

Sephora äußerte Bedenken, da hierzu eine sehr beträchtliche Summe angelegt werden müßte.

„Aber“, sagte Tom, „das Geschäft ist so fein, daß die Gelder dazu schon zu beschaffen sein werden. Das beste wird sein, mit Vater Leemans darüber zu sprechen, damit die Sache in der Familie bleibt. Das einzige, was mir noch Nachdenken verursacht, das ist die Hauptperson dabei — die Frau.“

„Was für eine Frau?“ fragte Sephora mit weit geöffneten Augen.

„Das ist die Frau, welche es übernimmt, dem König die Schlinge um den Hals zu werfen. Wir brauchen eine ernste, willensstarke, robuste Persönlichkeit, die viel Strapazen aushalten kann, — die Sache ist nicht so leicht.“

„Vielleicht Amy Férat?“

„Was? — die? — Nein, die ist schon zu abgenutzt, die können wir nicht dazu gebrauchen, sie würde uns nur schaden.“

„O, ich weiß wohl, wie man die Sache führen müßte“, sagte Sephora nachdenklich, „aber wer soll es thun?“

„Ja — wer?“

Und das stumme Lächeln, mit dem sich die Blicke der beiden kreuzten, war so gut wie eine Übereinkunft.

„Geh doch! Du hast schon begonnen?“

„Was weißt Du davon?“

„Na, als ob ich nicht sein Mienenspiel bemerkt hätte, wenn er Dich ansieht, sein Umschwärmen unserer Wohnung, sobald er glaubt, ich sei nicht zu Hause! Überhaupt macht er ja aus seiner Liebe gar kein Geheimnis und erzählt jedem davon, der nur zuhören will . . . Er hat im Klub sogar eine Wette wegen Deiner Person in dem dort vorhandenen Wettbuch unterzeichnet.“

Als sie die Geschichte mit der Wette erfuhr, wurde die sonst so ruhige Sephora doch erregt und zornig.

„Wahrhaftig! Zweitausend Louis! Das ist aber stark!“

Dann sich zu Tom wendend fuhr sie fort:

„Du weißt, Tom, daß ich seit länger als drei Monaten diesen einfältigen Tropf in meiner Nähe gelitten habe, aber so muß er mir nicht kommen!“

Sie knirschte dabei mit den Zähnen. Jetzt war sie fest entschlossen, schon um sich zu rächen, nur sie selbst mußte ihm den Strick um den Hals werfen.

Bis heute hatte sie den König immer in respektvoller Ferne gehalten, ihm keinerlei Gunstbezeugung gewährt, jetzt mußte sie ihre Taktik ändern.

Bei der nächsten Anwesenheit Christians war sie nicht mehr ganz so abstoßend wie bisher. Sie lenkte das Gespräch auf das Theater, drückte unverhohlen den Wunsch aus, auch mal gern ein solches besuchen zu wollen, aber ihr „Mann“ ginge niemals mit ihr zu derlei Vergnügungen.

Christian erbot sich sogleich, sie dorthin zu führen.

„Aber Sie sind zu sehr bekannt.“

„Verbergen wir uns in einer kleinen Loge!“

Der erste Streich war gefallen.

Man setzte das Rendez-vous auf den morgenden Tag fest, Tom war dann gerade nicht zu Hause. Das war ein köstlicher Abend für Christian, Sephora stellte sich ganz entzückt und that gerade, als hätte sie noch niemals dergleichen gesehen. Nach Schluß der Vorstellung fuhren beide nach dem Bahnhof Saint-Lazare, weil sie aufs Land reisen wollte. Auf dieser Fahrt wagte er den ersten Angriff und drückte sie stürmisch an sein Herz.

„O!“ sagte sie traurig, „Sie verderben mir das ganze Vergnügen!“

In dem weiten Wartesaal erster Klasse saßen sie dann dicht bei einander. Die frierende Sephora lehnte sich an Christians Pelz, hier hatte sie keine Furcht mehr, sie schmiegte sich immer mehr an den König und flüsterte ihm zärtliche Worte in das Ohr.

Andere Reisende gingen plaudernd an dem Paar vorüber.

„O! wie glücklich diese Leute alle sind! Kein Band, keine

Pflicht, jeder folgt seinem Herzensdrang, alles übrige ist Täuschung!" . . .

Niemand konnte das wohl besser wissen als sie.

Ihre Unterhaltung endigte damit, daß Sephora dem Könige zu verstehen gab, wie er durch seine beleidigende Wette im „großen Klub" sie höchst unglücklich gemacht habe. Er wollte um Verzeihung bitten, sich entschuldigen, da erklang die Glocke und Sephora mußte einsteigen, — das erste Rendez-vous war zu Ende.

Durch diesen Vorhalt wegen der Wette hatte Sephora den richtigsten Weg eingeschlagen, den es für sie nur geben konnte. Christian zappelte bereits an der Leimrute wie ein armer Vogel, er war ihr furchtsamer, unterthäniger Sklave, sie brauchte ihn nur immer mehr zu fesseln, und das verstand sie meisterlich. Er trug schon den unsichtbaren Strick um den Hals, sie brauchte nur zuzuziehen.

Bei einem nächsten Zusammensein lispelte Sephora dem Könige zu:

„O! wie würde ich Sie lieben, wenn Sie nicht König wären!"

Das war ihm neu. Alle seine bisherigen Maitressen hatten in ihm nur den König und Souverain geliebt, diese engelgleiche Sephora liebte ihn nur seiner Person wegen. „Wenn Sie nicht König wären!" Er war es bereits so wenig noch, daß der dynastische Purpur nur noch ganz lose an seinen Schultern haftete. Ein anderes Mal drückte sie sich noch deutlicher aus:

„Ich fürchte, daß wir uns bald nicht mehr sehen werden, mein Mann hat mir erklärt, daß seine Geschäfte hier zu schlecht gingen, er würde sich anderwärts etablieren müssen."

„Nimmt er Sie mit?"

„O! ich bin ihm in seinem Ehrgeiz nur hinderlich. Er hat zu mir gesagt: ‚Wenn Du mitgehen willst, dann komm!' — Und was sollte ich hier allein beginnen?"

„Bin ich denn nicht hier?"

Sie sah ihm fest in die Augen.

„Ja, ich weiß, Sie lieben mich, und ich liebe Sie auch, ich könnte Ihnen angehören, aber nein, es ist doch unmöglich!“

„Weshalb unmöglich?“ fragte er, sich schon im Paradiese glaubend.

„Sie stehen zu hoch über Sephora Levis, Sire!“

„Aber das können wir ja bald ändern, ich erhebe Sie zur Gräfin, zur Herzogin, dies Recht ist mir noch verblieben, und wir werden in Paris irgend ein heimliches Nest finden, in dem wir uns verbergen können.“

„O! wie schön würde das sein! Aber nein, auch das geht nicht, Sie sind König, sobald Ihr Glück wieder lächelt, würden Sie mich verlassen.“

„Niemals!“

„Und wenn man Sie zurückberiefe?“

„Wohin? Nach Illyrien? Das ist für immer vorbei. Im vergangenen Jahre habe ich eine Gelegenheit verpaßt, die nicht zum zweitenmal sich bietet.“

„Ist das wahr? Sicherlich? O! wenn ich das gewiß wüßte!“ sagte sie mit diesmal aufrichtiger Freude.

Er hatte schon ein Wort auf den Lippen, welches sie überzeugen sollte; er sprach es nicht aus, dieses Wort, aber sie hörte es dennoch ganz gut, und noch an demselben Abend erklärte Sephora ihrem sauberen Kompagnon J. Tom Levis feierlich, daß „die Sache gemacht wäre“, man müsse nun mit dem Vater sprechen.

Mit bewundernswertem Raffinement hatte sich Sephora ihres Opfers versichert.

Der alte Leemans hatte unserem Tom Levis schon öfters bei vorhandenem Bedürfnis Geld für die Geschäfte der Agentur vorgestreckt und beschafft, er selbst hatte viel zusammengescharrt und war sehr reich, ungeheuer reich.

Nach dem Tode seiner Frau hatte er das große Magazin verkauft und nur das Trödelgeschäft behalten. Für Sephora

handelte es sich nun darum, ihren Vater für das „feine Geschäft“ zu interessieren, und so machte sie sich denn eines Morgens ganz allein zu Fuß auf den Weg nach der Rue Eginhard. Bei der Wohnung ihres Vaters angekommen, schellte sie, die alte Darnet, eine Auvergnatin, die dem Alten die Wirtschaft führte, öffnete ihr und teilte ihr auf Befragen mit, daß ihr Vater im Atelier wäre. Der alte Leemans war ein sehr geschickter Arbeiter, der altertümliche kostbare Gegenstände in Holz oder Metall aufpolierte, ausbesserte und selbst ganz naturgetreu nachmachte. Er hatte darin einen bedeutenden Ruf erworben. Als Sephora in das Atelier eintrat, fand sie ihren Vater in voller Arbeit.

Nach erfolgter Begrüßung machte sie ihn mit dem Zweck ihres Besuches bekannt.

„Ein feines Geschäft, Papa!“ sagte sie zum Schluß und zog aus ihrer Tasche ein ganzes Bündel Wechsel hervor, die alle die Unterschrift Christians II. trugen.

„Diese Papiere müssen schnell diskontiert werden, willst Du es thun?“

Sowie der Alte die Unterschrift sah, verzog er sein Gesicht zu einer Fratze.

„Illyrische Papiere? Ich danke, ich kenne das schon. Dein Mann muß närrisch sein, daß er Dich mit so etwas beauftragt; ist es schon so weit mit Euch gekommen?“

Sephora, welche auf diese Art des Empfangs vorbereitet war, sagte ganz ruhig:

„Höre zu, Vater!“

Und nun setzte sie ihm nochmals den ganzen Feldzugsplan auseinander, zeigte ihm die Nummer des „Quernaro“, in welchem der von dem Landtage gemachte Vorschlag abgedruckt war, sie zeigte ihm Briefe von Lebeau . . . Der närrische, verliebte König wollte sich seine neueste Eroberung sichern. Ein prachtvolles Hotel in der Avenue de Messine mit allem Zubehör und Equipagen brauchte er dazu, um seine Dame würdig

einzulogieren. Dafür wollte er so viel Tratten ausstellen, als irgend nötig sein würden, zu jedem beliebigen Zinsfuß . . .

Jetzt horchte Leemans hoch auf.

„Auf wie lange laufend?“ fragte er bloß.

„Auf drei Monate!“

„Und dann nach drei Monaten?“

„Dann wieder auf drei Monate!“

Sie machte dabei eine Gebärde, als wenn man jemand erdrosseln will.

„Und die Zinsen?“

„Soviel Du irgend nehmen willst. Je schwerer die Tratten werden, desto größer ist unser Vorteil. Es muß ihm nur weiter nichts übrig bleiben, als seine Thronentsagung zu unterzeichnen.“

„Und wenn er unterzeichnet hat?“

„Dann muß die Frau handeln, sie hat dann einen Mann vor sich, der zweihundert Millionen besitzt, die sie ihm abnehmen muß.“

„Und wenn sie alles für sich behält? Dazu gehört eine Frau, deren man ganz sicher ist.“

„Wir haben eine solche!“

„Wer ist es?“

„Du kennst sie ja doch nicht“, sagte Sephora mit niedergeschlagenen Wimpern, indem sie alle ihre Papiere wieder zusammenkramte und wieder einstecken wollte.

„Laß nur alles hier“, sagte der Alte lebhaft, „. . . das ist viel Geld, weißt Du . . . eine bedeutende Summe, — ich werde mit Pichery sprechen.“

„Nimm Dich in acht, Papa, es ist nicht gut, wenn viele Menschen darum wissen . . . Da sind wir schon, dann Du und auch Lebeau, das wären meiner Ansicht nach Mitwisser genug!“

„Nur noch Pichery; glaube mir, allein könnte ich es doch nicht möglich machen . . . es ist ein heidenmäßiges Geld!“

Sie sagte kaltblütig:

„O! es wird noch mehr nötig werden!“

Eine Pause trat ein, der Alte überlegte. Endlich sagte er: „Gut, ich werde das Geschäft machen, aber nur unter einer Bedingung. Das Haus in der Avenue de Messine muß elegant eingerichtet werden, und ich will und muß die Nippsachen dazu liefern.“

Bei diesem wucherischen Handel zeigte auch der Trödler seine Klaue. Sephora lachte laut auf.

„O, Papa! der alte Kram, der alte Plunder“, sagte sie, „gut, das ist bewilligt, Du lieferst die Nippsachen, aber nichts von Mamas früherer Sorte.“

Das war nämlich eine ganze Sammlung von vollständig unverkäuflichen Sachen, von denen die Alte ein kleines Museum zusammengestellt hatte, und die sie für unbezahlbar hielt.

„Also hörst Du, Papa, keinen Schund, nichts Unmodernes, die Dame versteht sich darauf!“

„Wirklich?“

„Wie Du und ich, sage ich Dir!“

„Nun könntest Du mir aber endlich sagen, wer die in Aussicht genommene Frau ist, jetzt, nachdem ich das Geschäft machen will!“

„Es ist . . .“

Sie hielt einen Augenblick inne, befestigte die breiten Bänder ihres Hutes unter ihrem rosigen Kinn, warf einen Blick in den Spiegel, der ihr schönes Bild zurückstrahlte und fuhr dann in ihrer angefangenen Rede mit einer gewissen stolzen Gebärde fort:

„Es ist die Gräfin von Spalato.“

IX.

In der Akademie.

Das klassische Palais, welches unter seiner bleiernen Kuppel ruhig daliegt dort am Ende des Pont des Arts, am Eingange zu dem gelehrten Viertel von Paris, hatte am heutigen Tage das Aussehen eines ganz ungewöhnlichen Lebens, welches sich bis gegen den Quai hin ausdehnte. Trotz des Regens, eines heftig strömenden Juniregens, der einem Wolkenbruch nahe kam, drängte und drückte sich die Menschenmenge auf dem Wege zur großen Eingangspforte, entwickelte sich zu einer langen Reihenfolge, wie solche vor den Theatern üblich ist, an den Gittern und Mauern entlang und schob unter das Gewölbe der Rue de Seine hindurch eine festlich gekleidete, ungeheuer große elegante Gesellschaft, welche geduldig in der kalten Luft die Zeit abwartete, weil jeder wußte, daß der Eintritt ihm gesichert sei, und daß er eintreten könne, sobald die Reihe an ihm sei auf Grund der ausgegebenen verschiedenfarbigen und numerierten Einlaßkarten.

Zur größeren Ordnung und Regelmäßigkeit mußten die Wagen, einer nach dem anderen, den Weg über den ganz einsamen Quai de la Monnaie nehmen.

Diese Wagenreihen zeigten alles, was ganz Paris an Luxusequipagen, hübschen und reichen Livreen, an eleganten, schützenden und wasserdichten Regendecken, an reich gepuderten Perücken, an goldenen Borten und Verzierungen, sowie an köstlich ver-

zierten Schildereien und Wappen aus Frankreich und ganz Europa aufzuweisen hatte. Unter den letzteren fehlten selbst königliche Wappen nicht.

Wenn hin und wieder wirklich mal ein kleiner Sonnenstrahl aufblitzte, ein Strahl dieser Sonne von Paris, der so anmutig wie ein Lächeln auf einem ernsthaften Gesicht erscheint, dann erglänzten die Geschirre der Pferde, die Helme der Garden, die Laternen und die gegossenen Löwen vor dem Eingange, die sonst gewöhnlich mit Staub bedeckt waren, wie neu lackiert im hellen Schimmer.

Solche Szenen wiederholen sich in angemessenen Zwischenräumen bei diesem alten Institut an allen feierlichen Empfangs- und Aufnahmetagen. An diesem Morgen aber handelte es sich nicht um einen Empfang oder eine Aufnahme, denn die Jahreszeit war schon viel zu sehr vorgeschritten. Die etwa Aufzunehmenden würden, eitel wie Schauspieler, niemals noch jetzt darauf abzielende Gesuche stellen, jetzt, wo der große Preis von Paris bereits vergeben war, wo die Salons geschlossen und die Koffer für die Reise schon gepackt waren.

Heut handelte es sich nur um die Verteilung akademischer Preise, also um eine Zeremonie ohne jede größere Bedeutung, die sonst nur die Familie und Angehörigen der dabei Beteiligten herbeizieht. Das, was heute diese außergewöhnliche und zwar hauptsächlich aus Mitgliedern der höchsten Aristokratie bestehende Menschenmenge vor den Thoren des Akademiegebäudes zusammengeführt hatte, war der Umstand, daß unter den preisgekrönten Arbeiten sich auch die „Denkschrift über die Belagerung von Ragusa“, verfaßt von dem Prinzen von Rosen, befand, und daß die ganze Königspartei — die monarchisch gesinnten — dieses Faktum zu einer Demonstration oder Kundgebung gegen die Regierung benutzte, jedoch unter dem Schutz der städtischen Polizei. Ein ganz außergewöhnlicher Zufall, oder auch vielleicht irgend eine geheimnisvolle Intrige hatte es gefügt, daß der ständige Sekretär der Akademie krank daniederlag, und der

Bericht über die preisgekrönten Arbeiten durch den edlen Herzog von Fitz-Roy vorgelesen werden mußte. Von ihm, dem Legitimisten vom Scheitel bis zur Sohle, wußte man, daß er die am meisten packenden Stellen in Herberts Buche noch unterstreichen und so recht zur Geltung bringen würde — in dieser so hübschen Flugschrift, um welche sich alle Beteiligten mit so großer Hinneigung und Inbrunst scharten. In Summa war dies also eine jener boshaften Protestationen, welche die Akademie selbst unter dem Kaiserreich wagte und welche die Nachsicht als gute Tochter der Republik gestattete.

Es ist Mittag. Die zwölf Glockenschläge auf der alten Uhr bewirken eine große Aufregung, ein großes Bewegen in der Menge. Die Pforten werden geöffnet. Man schreitet langsam und methodisch gegen die Eingänge zum Platz und zur Straße Mazarin vor, während die mit Wappen geschmückten Wagen, auf dem Hofe umwendend, ihre Insassen, die mit bevorzugten Einlaßkarten versehen sind, unter einer Halle absetzten, in welcher — umgeben von den in Reihen aufgestellten Beamten — der leutselige Chef des Sekretariats in silbergestickter Uniform paradierte, lächelnd und geschäftig, gerade wie der gute Schloßherr in dem verzauberten Schlosse von Dornröschen an dem Tage, als nach hundertjährigem Schlafe Dornröschen erwachte.

Der große, mächtige Saal mit seinem nach hinten amphitheatralisch ansteigenden Sitzen füllte sich auf der für die Zuschauer und Zuhörer bestimmten Seite immer mehr an. Die Stufen, eine wie die andere schwärzlich geworden, führen bis zum Bogengewölbe hinauf, woselbst die letzten Sitzreihen ihre Schattenbilder nach außen hin auf runde Glasscheiben werfen. Kein Platz ist leer. Ein wogendes Gedränge von Köpfen, ähnlich wie in einer großen kirchlichen Versammlung oder auch wie in einem Museum die nachdenklich aussehenden Statuen von Descartes, Bossuet und Massilon den ganzen Ruhm eines großen Jahrhunderts in erstarrten Zügen wiedergeben, so ungefähr war der Anblick, den das Publikum darbot.

Gerade gegenüber von dem Halbkreise, welchen der Zuschauerraum bildet, steht, durch einige unbesetzte Stufen erhöht, ein kleiner grüner Tisch mit dem traditionellen Glase Wasser und harrt auf den akademischen Senat und sein Büreaupersonal, welche beide sogleich durch jene hohen Flügelthüren eintreten werden, über welchen die goldene Inschrift erglänzt: „Lettres, Sciences, Arts.“

Alles dies ist alt, ärmlich und kalt, und sticht ungemein gegen die Frühlings-Damentoiletten ab, in denen der Saal förmlich erblüht. Helle Stoffe, halbdunkle, matt- oder stahlgraue wechseln mit rosaroten in allen Schattierungen ab. Roben nach dem neuesten Schnitt, ein wenig eng anliegend, verziert und verschönert mit prachtvollen Schnüren und Knöpfen, kurz mit allem, was die Industrie bietet und die Mode vorschreibt.

Hiermit harmonieren die Haarfrisuren sowohl als auch die Hüte der anwesenden Damen, Hüte, zart wie ein Hauch, mit Perlen, mit Blumen oder mit prachtvollen farbigen Vogelbälgen geschmückt, kurz, die größte Pracht in Toiletten, welche Paris nur zu bieten vermag, hier ist sie vertreten und zu bewundern. Die ganze noble Gesellschaft von Paris, die oberen Zehntausend, haben sich hier ein Rendez-vous gegeben. Man lächelt sich zu, man erkennt sich gegenseitig an kleinen Freimaurerzeichen, die Blume der Vereine und Klubs, die Creme des Faubourg, eine Gesellschaft, welche sich niemals wegwirft und niemals vermischt, welche man niemals bei ersten Vorstellungen antrifft, und die man nur an gewissen Tagen in der großen Oper oder im Konservatorium sieht, eine Gesellschaft, welche durch starke Vorhänge ihre Salons beinahe gänzlich vom Geräusch der Straße abschließt, und die niemals von sich reden macht als höchstens hin und wieder bei Gelegenheit eines Todesfalles, eines Scheidungsprozesses oder eines exzentrischen Abenteuers irgend eines ihrer Mitglieder.

Unter dieser auserwählten Gesellschaft befinden sich einige edle Familien aus Illyrien, welche freiwillig ihrem Fürsten in

die Verbannung gefolgt sind, prachtvolle Männer- und Frauentypen, aber ein wenig zu ausdrucksvoll und zu exotisch inmitten all dieser Verfeinerung. Weiterhin sehen wir gruppiert um gewisse auftauchende Sterne andere berühmte Männer, welche lange Zeit vorher in den akademischen Sälen die Wahlen vorbereitet haben, und deren Stimme für einen Kandidaten mehr gilt und schwerer wiegt, als sein ganzes geistiges Wissen. — Dann wieder sind da Journalisten, Reporter von fremden Zeitungen mit Schreibmappen und Notizbüchern bewaffnet, als wenn sie über eine Reise bis in das Innerste von Afrika berichten sollten, überhaupt alles, was auf Geist und Bildung Anspruch macht, ist ebenfalls hier vertreten.

Unten an den Stufen der Treppe, das heißt am Fuße derselben, zeigt sich in einem kleinen abgesonderten Gesellschaftskreise die Prinzessin Colette von Rosen, die Gemahlin des Preisgekrönten, in köstlicher blaugrünlich-schillernden Robe von indischem Kaschmir und Moiré antique. Ihr Antlitz strahlt vor Freude und Vergnügen unter ihrem reizend gelockten Haar.

Neben ihr bemerkt man einen wohlbeleibten Herrn mit etwas gewöhnlicher Gesichtsbildung, den Vater Sauvadon, ungeheuer stolz darauf, seine Nichte begleiten zu dürfen. Aus Unkenntnis der allgemeinen Anstandsregeln war er in seinem heiligen Eifer für die Feierlichkeit zu weit gegangen und hatte Toilette für eine Abendgesellschaft gemacht. Dies berührte ihn jetzt sehr unangenehm. Seine weiße Krawatte genierte ihn wie ein Halseisen, und nach jedem Eintretenden schaute er hin in der Hoffnung, irgend einen Leidensgefährten zu finden. Eine zweite weiße Krawatte erschien aber nicht.

Aus diesem fortwährenden Wechsel von Farben und lebenden Figuren hört man sehr bald den Ton einer starken, rhythmischen und deutlichen Stimme hervor, welche gleichsam einen elektrischen Strom von einem Ende des Saales bis zum anderen darstellt; das geringste, leiseste Lachen wird vernommen, das kleinste Beifallszeichen, die stumme Bewegung zweier ausgestreck-

ter Hände, welche sich zum Klatschen vorbereiten, wird sogleich bemerkt von oben bis zu den untersten Treppenstufen. Das ist die hoch gestiegene Aufregung, das seltsame Wohlwollen mit einer ersten Aufführung, deren Erfolg gewiß sein würde, und sobald von Zeit zu Zeit einzelne Berühmtheiten Platz nehmen, richtet sich die zitternde Bewegung der ganzen Menge gegen sie, nur auf ihrem Wege die neugierige oder bewundernde Gärung dämpfend.

Seht Ihr dort oben über Sully die beiden soeben eingetretenen Damen, welche von einem Kinde begleitet sind und den ganzen Vorderraum der Loge einnehmen? Das ist die Königin von Illyrien und die Königin von Palermo. Die beiden Kousinen, stolz und erhaben, sind gekleidet in malvenfarbene Roben mit alten Stickereien, und über die blonden Haare, wie über die dunkelbraunen Strähnen nicken wallende Straußfedern auf höchst eleganten Hüten. Friederike ist etwas bleich, ihr sanftmütiges Lächeln wird durch eine kleine Falte im Gesicht verdunkelt; auf dem Gesicht ihrer brünetten Kousine zeigt sich ebenfalls Unruhe, die Angst der Verbannung. Zwischen beiden sitzt der kleine Prinz, Graf von Zara, mit seinem niedlichen Lockenkopf, dessen Blick und Mund und ganzes Aussehen eine stets zunehmende Kräftigung erkennen lassen. Ein wahrhaft königliches Samenkorn, welches zu blühen beginnt!

Der alte Herzog von Rosen hält sich im Hintergrunde der Loge mit noch einer anderen Person — aber nicht etwa mit Christian II. — welcher sich entfernt hat, um eine gewisse andere Sache auszuführen, nein, es ist ein anderer großer Mann mit starkem Haar, wie eine Mähne, ein Unbekannter, dessen Namen während der Zeremonie nicht ein einziges Mal genannt werden wird, während er doch in aller Munde sein sollte.

Denn zu seiner Ehre ist dies Fest eigentlich veranstaltet, er hat diese glorreiche Seelenmesse für die Monarchie veranstaltet unter dem Beistand der letzten Edelleute von Frankreich und der nach Paris geflüchteten Königlichen Familien; denn sie sind

alle da, die Verbannten und die Entthronten, sie alle sind gekommen, um ihrem Vetter Christian Ehre anzuthun, und es ist nicht leicht gewesen, alle diese Kronen der Etikette gemäß zu placieren. Nirgends ist die Frage über den Vorsitz schwerer zu entscheiden, als im Exil, wo die Eitelkeit sich erbittert, wo die Empfindlichkeit so leicht verwundet wird.

In der Tribüne Descartes — alle Tribünen tragen nämlich den Namen der über ihnen befindlichen Statue — beobachtet der König von Westfalen eine aufrechte Haltung, welche das Starre in seinen Augen noch mehr bemerkbar macht, dieser Augen, welche wohl betrachten, aber nicht sehen. Von Zeit zu Zeit lächelt er nach einer Richtung hin und verbeugt sich nach einer anderen zu. Dies ist sein Abwehrmittel, um sein unheilbares Übel zu verbergen, und seine Tochter unterstützt ihn darin mit aller ihrer Anmut, diese große und schmächtige Person, welche den Kopf zu senken scheint unter der Last ihrer goldenen Haarflechten, deren Farbe sie ihrem Vater immer verhehlte.

Der blinde König liebt nur die Brünetten. „Wenn Du blond gewesen wärst", sagte er öfter, indem er das Haar der Prinzessin liebkoste, „ich glaube, dann würde ich Dich weniger geliebt haben."

Beide geben ein bewundernswürdiges Paar ab, welches die Verbannung mit Würde erträgt. Wenn die Königin Friederike mißmutige Stunden hat, dann denkt sie stets an diesen von einem unschuldigen Kinde geführten Kranken und kräftigt sich in dem wirklich reizenden Anblick beider.

Etwas weiterhin sehen wir die beleibte Königin von Galizien, welche mit ihrem Turban von Satin, mit ihren feisten Wangen und zurückgezogenem Kinn einer roten Orange mit dicker Schale ähnlich sieht. Man benimmt sich sehr großartig, lacht und plaudert dabei mit einer noch jungen Dame in weißem Mantel. Diese Dame hat ein gutmütiges aber trauriges Gesicht mit sichtbaren Anzeichen von kleinen Falten, ihre Augen sind von Thränen gerötet, ihr Mund ist bleich. Das ist die Her-

zogin von Palma, ein ausgezeichnetes Geschöpf, aber wenig dazu angethan, die Erschütterungen und den Kummer zu ertragen, den ihr der abenteuerlustige Monarch aufbürdet, mit dem sie fürs Leben verbunden ist. Er ist ebenfalls da der große Teufel und sitzt mit seinem glänzend schwarzen Bart zwischen den beiden Damen.

Er hat „König“ gespielt, er hat einen Hof gehabt, Feste, Maitressen, es sind ihm Tedeums gesungen und Blumen auf den Weg gestreut worden. Er hat sich herumgetummelt, er hat befohlen, getanzt, er hat die Tinte und das Pulver sprechen lassen, er hat Blut vergossen und Haß gesäet. Und nach verlorener Schlacht, nachdem er selbst gerufen: „Rette sich, wer kann!“ gelangte er dahin, sich nach Frankreich zurückzuziehen, neuen Ersatz zu suchen, neue Millionen zum Verjubeln und Verschwenden. Dabei behielt er stets sein Reise- und Abenteuerkostüm bei, den um die Taille festgeschnürten Überrock mit großen Knöpfen, welcher ihm das Ansehen eines Zigeuners gab. Eine ganze lärmende Jugend in dieser Loge strengt sich an, spricht laut ohne jede Mäßigung, gerade wie am Hofe der Königin Pomaré, und das grobe, rauhe, nationale Gespräch mit biscayischen Ausdrücken hüpft von einem zum andern, und ist von Familiaritäten begleitet, deren Geheimnis flüsternd im Saale erzählt wird.

Seltsam, daß an einem Tage wie heute, wo die guten Plätze so rar sind, wo man Prinzen von Geblüt im Amphitheater erblickt, eine kleine Loge, die Loge Bossuet, leer bleibt. Jedermann fragt, wer dort noch kommen soll, welcher große Würdenträger, welcher verflossene Herrscher in Paris so lange zögert, zu erscheinen und die Sitzung in seiner Abwesenheit beginnen läßt. Schon schlägt die alte Uhr eins. Ein kurzes Kommando ertönt draußen: „Gewehr auf!“ und unter dem automatischen Geklapper der Flinten halten durch die hohen, weit geöffneten Flügelthüren die „Lettres, Sciences et Arts“ ihren Einzug.

In malerischer Haltung stellen sich zwei oder drei mit grünen Leibröcken (Frack) bekleidete Herren oben an vor den Tisch und das Glas mit Zuckerwasser; einer von ihnen spricht die altherkömmlichen Worte aus: „Die Sitzung ist eröffnet!"

Er mag dies immerhin sagen, kein Mensch glaubt es ihm, er glaubt es beinahe selbst nicht. Er weiß recht gut, daß die wahre Sitzung nicht in dem Bericht über die Preise Montyon besteht, den einer aus dem Vorstande erläutert und ableiert.

Ein wahres Muster von akademischer Rede, ganz im akademischen Stil geschrieben mit Redefiguren wie „ein wenig" — „um so zu sagen" — welche in jedem Augenblick die Gedanken wieder in die richtige Bahn lenken, gerade wie einen Frömmler, der eine Sünde zu beichten vergessen hat, eine solche Rede war es, ausgeschmückt mit Phrasen und Arabesken, um inhaltlose Stellen zu verdecken oder abzurunden in einem Stil, der verstanden werden mußte und sollte. Bei jeder anderen Gelegenheit wäre das gewöhnliche Publikum des Ortes bei dieser Predigt in Ohnmacht gefallen, ihr würdet das Gestampfe und das Freudengejohle gehört haben über dieses Gedrechsel von Phrasen, deren Ende doch bereits zu erraten war. Heut aber hat man es eilig, man ist nicht bloß für dieses kleine litterarische Fest gekommen. Man will auch sehen, mit welch nichtachtender Langenweile die aristokratische Versammlung diese große unterthänige und untergeordnete Zuschauermenge betrachtet und ihr gegenüber Stellung nimmt und ihre Namen anhört. —

Die noble Gesellschaft ist erstaunt, daß es so viele brave Leute unter den gewöhnlichen giebt. —

Immer noch mehr! Immer noch! Sie haben nicht damit aufgehört zu leiden, sich ergeben und heldenhaft zu zeigen!

Colette von Rosen riecht an ihrem Flakon; alle die Alten und die Armen, von denen man spricht, sie findet, daß alles nach „Arbeitern" riecht.

Die Langeweile liegt auf den Stirnen und tropft herab vom Stuck der Mauern. Der Berichterstatter begreift endlich,

daß er ermüdet, und er beeilt seinen Vortrag. — Er macht sich keine Gewissensbisse darüber, daß er ein gutes Stück seiner Rede über Bord wirft und den Hörern gleichsam unterschlägt, denn er weiß ganz gewiß, daß die Journale morgen am Tage seine Rede ganz und vollständig bringen werden mit allen den hochtrabenden Phrasen, so daß nicht ein Wort davon verloren geht. Nun ist er zu Ende. —

Einige Bravos und unterdrückte „Ah!“ lassen sich hören. Der unglückliche Vorleser setzt sich wieder, trocknet sich den Schweiß ab und empfängt die Glückwünsche von zwei oder drei Kollegen. Hierauf folgen fünf Minuten Pause, während welcher ein allgemeines Schnaufen und Niesen anhebt.

Plötzlich allgemeines Stillschweigen. Ein anderer grüner Leibrock hat sich soeben erhoben.

Es ist dies der edle Fitz-Roy, und jeder hat das Recht, ihn zu bewundern, während er seine Papiere auf der Decke des kleinen Tisches ordnet.

Von magerer, gekrümmter und verkrüppelter Gestalt mit zu langen Armen und deshalb eckigen Bewegungen ist er erst fünfzig Jahre alt, aber man hält ihn für sechzig. Auf dem schlecht geformten Körper sitzt ein ganz kleiner Kopf mit häßlichen Gesichtszügen, bleicher Farbe und einigen Büscheln Haar.

Man wird sich aus „Lucrezia Borgia“ der Person des Montefaltro erinnern, welcher das Gift des Papstes Alexanders getrunken hat, und den man im Hintergrunde der Bühne gebrochen und vor Kälte zitternd vorübergehen sieht. Der edle Fitz Roy könnte ganz prächtig diese Rolle darstellen. Die grüne Farbe der Kleidung ließ sein Gesicht noch bleicher erscheinen, so daß er aussah wie ein kranker Schimpanse. Onkel Sauvadon fand ihn göttlich. Ein so hübscher Name, mein Herr — für die Frauen ist er ausgezeichnet. — Ein Fitz-Roy! . . .

Das ist nur das Vorrecht des Namens und die lange Genealogie, in welcher Narren und Plattfüße gewiß nicht gefehlt haben, welche ihn in die Akademie eintreten ließen, gewiß viel

mehr als seine historischen Studien. — Es ist wahr, daß ein anderer für ihn geschrieben hatte, und wenn der edle Fitz-Roy dort oben in der Loge der Königin Friederike den tüchtigen, wetterleuchtenden Kopf bemerkte, von dem sein bestes Werk ausgegangen ist, vielleicht würde er dann die Blätter seiner Rede in seiner Hand zusammengelegt haben, vielleicht hätte er seine Vorlesung nicht mit solch erhabenem Überblick begonnen, der alles überragt, aber nichts sieht.

Jetzt fing er an, regelrecht und gleichmütig die Werke zu bezeichnen, welche die Akademie mit einem Preise ausgezeichnet hatte, und um deutlich zu zeigen, wie weit er diese Arbeit unter seiner Würde erachtete, kürzte er ganz nach seinem Vergnügen die Namen ab. Endlich aber bei dem Preis Roblot angekommen, der für das beste der letzten fünf Jahre veröffentlichte historische Werk bestimmt war, sagte er laut:

„Dieser Preis, meine Herren — Sie wissen es bereits — ist dem Prinzen Herbert von Rosen zuerkannt worden für seine ausgezeichnete Denkschrift über die Belagerung von Ragusa!"

Ein donnernder Applaus folgte diesen einfachen Worten, welche mit verhaltener Stimme und der Bewegung eines Säemannes hingeworfen wurden. Der edle Fitz-Roy ließ diesen ersten Beifallssturm vorübergehen, dann aber eine leise Regung von Opposition benutzend, ganz unbefangen aber sicher, fing er sanft seine Rede wieder an:

„Meine Herren! . . ."

Aber er hält inne, er läßt seinen Blick über die wartende, kaum atmende Menge schweifen, die Menschenmenge, die jetzt nur ihm gehört und die er in der Hand hat. Er schien sagen zu wollen: „Nun, wenn ich jetzt weiter sprechen wollte, wer würde angeführt und gefangen werden?"

Das passierte aber nun ihm selbst, denn als er fortfahren wollte zu sprechen, hörte niemand mehr nach ihm hin. —

Dort oben in der bis jetzt leer gebliebenen kleinen Tribüne ist die Thür geöffnet und wieder geschlossen worden. Eine Dame

ist eingetreten und hat sich ohne weiteres gesetzt, dennoch hat sie sogleich alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die dunkle Toilette mit Stickereien in Gestalt von Pfauenaugen, der mit Spitzen und Goldschmuck eingefaßte Hut umhüllen und kleiden wundervoll diese ätherische Gestalt mit dem blassen, etwas rosig angehauchten Gesichtsoval. Diese Esther konnte ihres Ahasverus sicher sein. Man flüsterte sich ihren Namen zu, ganz Paris kennt sie, seit drei Monaten wird von nichts weiter gesprochen, als von ihrem Luxus. Ihr Hotel in der Avenue Messina erinnert durch den Reichtum seiner Einrichtung an die schönsten Zeiten des Kaiserreichs. Die Tagesblätter haben die Details dieses modernen Skandals gebracht, die Höhe der Stallungen, die Preise der Gemälde im Speisesaal, die Zahl ihrer Equipagen, ferner haben sie die Nachricht über das Verschwinden ihres Ehemanns gebracht, welcher — ehrenhafter als der berühmte Menelaus im Altertum — seine Schande nicht überleben wollte und wie ein betrogener Ehemann des großen Jahrhunderts in die Fremde gegangen war.

Es fehlte nur noch der Name des Erwerbers aller dieser Herrlichkeiten, der Name war noch offen gelassen. Im Theater ist die Dame immer allein in einer Loge des ersten Ranges, nur im Hintergrunde derselben bemerkt man ein feines Schnurrbärtchen.

Auch im Bois und bei den Wettrennen ist die Dame immer allein, auf dem leeren Platz in ihrer Karosse liegt ein großes Bouquet, und an den Seiten der Equipage liest man unter einem geheimnisvollen Wappenschilde die einfältige Devise: „Mein Recht, mein König!“ welche ihr Verehrer ihr zugleich mit dem Titel einer Gräfin erteilt hatte.

Für Könige giebt es alle Arten von Freiheiten, ihre Vergnügungen sind heilig wie ihre Personen, hauptsächlich in dieser aristokratischen Welt, in der die Maitressen Louis XIV. oder Louis XV. noch nicht vergessen sind, wie sie in die Staatskutschen der Königinnen einsteigen. Einige hochnäsige Damen, wie Co-

lette von Rosen, machen verschämte Gesichter und erstaunen darüber, daß so etwas noch vorkommen kann, sicherlich aber hat jede dieser Damen ihren Uistiti bei sich. In der That, der Eindruck ist ausgezeichnet. — Die Klubs sagen: „Sehr chik.“ Die Journalisten sprechen sich in anderer Weise aus. Man lächelt wohlwollend, und die Unsterblichen selbst schauen vergnüglich auf das anbetungswürdige Weib, welches ohne Erregung an der Logenbrüstung allen den auf sie gerichteten Lorgnons stand hält.

Neugierig wendet man sich auch der Königin von Illyrien zu, um zu sehen, wie diese die Sache auffaßt. Ah! sehr gut! Nicht ein Zug in ihrem Gesicht, nicht eine Feder auf ihrem Hut hat sich bewegt. Da sie sich sonst um laufende Festlichkeiten nicht kümmert, kann Friederike auch diese Frau nicht kennen; sie hat sie niemals gesehen und betrachtet sie anfangs so, als wie eine Toilette die andere betrachtet.

„Wer ist sie?“ fragte sie die Königin von Palermo, welche ihr sehr schnell antwortete: „Ich weiß nicht.“

In einer benachbarten Loge aber wurde ein Name sehr laut ausgesprochen und mehrmals wiederholt, und dieser Name bedrückte ihr Herz: „Spalato . . . Gräfin von Spalato.“

Seit einigen Monaten kam ihr der Name Spalato in schlimmen Träumen vor. Sie wußte, daß Christians neue Maitresse so hieß, und daß er seiner Kreatur einen der höchsten Namen seines Vaterlandes verliehen hatte. Dies schien ihr sogar Verrat zu sein. Heut aber wurde das Maß übervoll. Da, ihr und ihrem königlichen Kinde gerade gegenüber, saß das zum Range einer Königin erhobene Frauenzimmer! — Welche Beleidigung! Und ohne daß Friederike sich darüber Rechenschaft geben konnte, war es gerade die ernste und ausdrucksvolle Schönheit dieser Kreatur, welche die üble Empfindung in ihr noch lebhafter machte. Die Herausforderung lag klar in ihren Augen, diese Stirn, dieser trotzige Mund — tausenderlei Gedanken durchfluten ihren Kopf. Ihr großer Kummer, die tägliche Ernie-

drigung, erst gestern wieder, als Rosen einen ungestümen Gläubiger bezahlen mußte!

Woher mag Christian nur das Geld nehmen, welches er dieser Frau giebt? Seit dem Schwindel mit den gefälschten Edelsteinen weiß sie ganz genau, wessen er fähig ist, und eine innere Stimme sagt ihr, daß diese Spalato die Schande, den Untergang, die Entehrung des Königs und seiner Familie herbeiführen wird. Einen Augenblick und noch einen schwankt sie, ob sie mit ihrem Kinde an der Hand einer so infamen Nachbarschaft, einer so entehrenden Rivalität ausweichen soll. Dann aber denkt sie wieder daran, daß sie Königin ist, Frau und Tochter eines Königs, daß Zara ebenfalls König werden wird, und daß sie ihren Feinden nicht die Freude eines solchen Skandals gönnen darf. Eine Würde, höher noch als ihre Frauenwürde, hält sie hier fest auf ihrem Platz unter dem öffentlichen Publikum, ebenso wie ein Geheimnis ihres verödeten Hauses.

O grausames Geschick der Königinnen, welche man beneidet!

Die Anstrengung ist für sie so heftig, daß Thränen ihren Augen entrinnen, wie das ruhige Wasser eines Teiches unter dem Ruderschlage sprudelt und zerrinnt. Schnell, damit man ihre Thränen nicht sehe, ergreift sie ihre Lorgnette und betrachtet eifrig den Spiegel im Saale und die goldene Inschrift über dem Haupte des Redners.

Der edle Fitz-Roy verfolgt nunmehr seine Vorlesung. Das geht nun ganz im gewöhnlichen Stile weiter, wie ein grauer Gefängniskittel, das pomphafte Lob der Denkschrift, dieses Buches beredter Geschichte, geschrieben von dem jungen Prinzen Herbert von Rosen, welcher „die Feder so gewandt führt wie den Degen“. Dann folgt das Lob des Helden, welcher ihn dazu begeistert hat, des ritterlichen Christian II, in welchem sich alle guten und edlen Eigenschaften vereinigen. (Lebhafter Beifall und lebhaftes

Entzücken.) — Ein dankbares Publikum, sehr leicht zu erregen und zufriedenzustellen!

Unter den weichlichen, nichtssagenden Phrasen treten mitunter ergreifende und wahre Bemerkungen hervor, Citate aus der Denkschrift, zu welcher die Königin allein das Material geliefert hat, indem sie überall den Namen des Königs vorgeschoben und diesem den Ruhm überlassen hat. O, göttliche Gerechtigkeit, wie hat er sie dafür belohnt!

Die Menge begrüßt freudig diese Schilderungen von Heldenmut und Tapferkeit, welche dem Schriftsteller so herrlich gelungen sind. Der noble Fitz-Roy, welcher durchaus nicht so einfältig ist, begnügt sich mit seinem Erfolge.

Durch das alte klassische Monumental-Gebäude geht es wie Flügelschlag der Geister. Die Mauern scheinen sich zu erweitern, und die Kuppel scheint sich zu heben, um freien Luftzug einzulassen. Man atmet ohne Beschwerde, die Fächer werden nicht mehr gebraucht, die Aufmerksamkeit ist allgemein. — Nein, der ganze Saal ist außer sich, alle die hocherhobenen Köpfe wenden sich gegen die Tribüne der Königin Friederike, man zollt ihr Beifall, man begrüßt die wohl besiegte aber ruhmreiche Monarchie in der Frau und dem Sohne Christians II., des letzten Ritters.

Der kleine Zara, welchem dies ganze Treiben Spaß macht, ohne daß er Verständnis dafür hat, klatscht mit seinen kleinen Händchen lebhaft mit, während die Königin sich zurücklehnt. Der allgemeine Enthusiasmus hat sie wieder aufgerichtet, sie ist glücklich und giebt sich der Freude hin.

Sie ist entschlossen, mit einem Heiligenschein will sie dieses Schattenbild von König umgeben, hinter welches sie sich verbirgt, mit neuem Glanz will sie die Krone von Illyrien bereichern, welche ihr Sohn dereinst tragen soll, mit einem Glanz, den niemand davon trennen könne. — Was schadet alsdann die Verbannung, der Verrat und das Elend? Die jetzigen köstlichen Minuten haben das ganze traurige Dunkel verscheucht.

Plötzlich wendet sie sich um, sie denkt daran, daß sie demjenigen erkenntlich sein muß, dem sie dieses freudige Ereignis verdankt, demjenigen ganz in ihrer Nähe, der mit gegen die Wand gerichtetem Kopf und zur Kuppel erhobenen Augen alle die zauberischen Phrasen anhört, und der dabei ganz vergißt, daß dieselben von ihm herrühren. Er wohnt dieser Verherrlichung, diesem Triumph mit bei, ohne Bedauern, ohne Bitterkeit und ohne auch nur daran zu denken, daß alles dies eigentlich ihm gestohlen ist.

Er handelt ganz so selbstlos wie die Mönche des Mittelalters, die auch, ohne ihren Namen zu nennen, herrliche Kathedralen erbauten.

Die Königin nähert sich also dem Bewußten, und indem sie seine Hand ergreift, sagt sie nur mit sanftem Lächeln: „Dank . . . besten Dank!"

Rosen, der ebenfalls näher getreten war, glaubte, daß die Gratulation für seinen Sohn an ihn gerichtet werde. Er haschte nach der Hand der Königin und drückte seinen bürstenartigen Schnurrbart auf den zarten Handschuh derselben. Die beiden glücklichen Opfer des Festes konnten nur noch einen Blick des Einverständnisses miteinander tauschen, durch welchen ihre Gedanken geheimnisvoll und dauernd verbunden wurden.

Endlich ist alles vorbei, die Sitzung ist aufgehoben. Der edle Fitz-Roy, von Beifall überschüttet, ist wie durch eine Versenkung verschwunden, die Lettres, Sciences, Arts sind ihm gefolgt, das Büreau ist leer, und durch alle Ausgänge des Gebäudes drängt die Menge ins Freie hinaus, laut das Ereignis des Tages besprechend, ebenso wie es das Theaterpublikum beim Verlassen des Theaters macht. Unter den guten Leuten, welche hinausgehen, sind viele, die noch unter dem Eindrucke des Gehörten und Erlebten so in Gedanken versunken sind, daß sie vor der Thür Sänftenträger zu finden glauben, um nach Hause zu gelangen; es ist aber nur der Regen, welcher sie erwartet, welcher sogar alle Gefährte durchweicht. Nur die Bevorzugten, die

über eine eigene Kutsche verfügen, können in derselben ihren monarchischen Illusionen weiter nachhängen. —

Unter der großen mit Säulen gestützten Vorhalle wurden jetzt durch einen Ausrufer die königlichen und herrschaftlichen Equipagen der Reihe nach aufgerufen, und es war ein Vergnügen, dieser lebhaft plaudernden aristokratischen Gesellschaft zuzuhören, welche die Abfahrt der Majestäten erwartete.

Was für ein großartiger Erfolg! — Die Prinzessin von Rosen wird förmlich umlagert: „Sie müssen doch sehr glücklich sein!“ —

„O! gewiß bin ich sehr glücklich“, antwortete sie stets, und, niedlich wie sie war, grüßte sie von einem zum andern, sich bald nach links, bald nach rechts hintummelnd, gerade wie ein kleines Fohlen in der Manege.

Der Onkel an ihrer Seite strengte sich immer noch mit seiner ihn peinigenden weißen Krawatte an, nur der ungeahnte Erfolg seines Neffen konnte ihm darüber hinweghelfen.

Obgleich er wohl wußte, wie er mit diesem Erfolge daran war, und daß Herbert nicht eine einzige Zeile von dem ganzen gekrönten Werk geschrieben hatte, in diesem Augenblick dachte er wirklich nicht daran, Colette that dies ebenso wenig. Eine echte Sauvadon, genügte ihrer Eitelkeit der bloße Schein, und als Herbert gerade jetzt zu der Gruppe herantrat, hatte sie große Mühe, zu vermeiden, daß sie ihm nicht vor allen Leuten um den Hals fiel. Sie war augenblicklich ganz der Überzeugung, daß ihr Herbert wirklich der Verfasser wäre. Und der gute Herbert war wie berauscht von den ihm dargebrachten Ovationen, namentlich als der edle Fitz-Roy feierlich zu ihm sagte: „Mein Prinz, wenn Sie wollen, können Sie einer der Unsrigen werden.“

Das Köstlichste für ihn war aber dennoch der Empfang, der ihm von seiner Colette zu teil wurde, die liebenswürdige Hingebung, mit welcher sie sich auf seinen Arm stützte, da ihm so etwas seit dem Tage ihrer Trauung in der Kirche Saint Thomas-d'Aquin noch niemals wieder passiert war.

Die Menge zerstreut sich, indem sie noch respektvoll grüßt. Die Insassen der Tribünen steigen herab, alle die gefallenen Majestäten kehren nach dieser kurzen Auferstehung wieder in ihr Dunkel zurück. Ein ganzer Zug königlicher Schatten, der blinde König geführt von seiner Tochter, die Galizierin mit ihrem Neffen, auf dem ganzen Wege hört man nur das Rauschen von Seide und atmet Wohlgerüche. Endlich erscheint die Königin Friederike mit ihrer Kousine und ihrem Sohne, ihre Equipage fährt vor und sie steigen ein.

Jetzt ist die Hauptsache vorüber, man hat sich nichts mehr zu sagen, es giebt nichts mehr zu sehen, nur die Lakaien stürzen mit ihren Regenschirmen herbei. Nach einer Stunde heftigen Gestampfes und Geräusches von laut aufgerufenen Namen war alles vorüber.

An diesem Abend war Herbert glückselig. Alle die koketten Wandgemälde von Boucher in seinem Zimmer des Hotel Rosen schienen ihm nur zuzuflüstern: „Ich bin es, Colette, Deine Colette!" — Seine Colette erschien wirklich, um ihrem Gelehrten, ihrem Helden eine gute Nacht zu wünschen. —

Beinahe zur selbigen Stunde ging Elysée ganz allein im Garten der Rue Herbillon spazieren unter schattigen Laubengängen und dem leicht bedeckten Himmel eines Juniabends, der die ganze Natur in ein magisches Dunkel einhüllt.

Nur in der obersten Etage brannte noch die Lampe im Zimmer des Königs.

Weit umher kein anderes Geräusch als dasjenige der Tropfen, die in ein Wasserbassin zurückfallen.

Der melodische Gesang der Nachtigallen erklang durch den Park, herrliche Blumendüfte erfüllten die Luft.

Das Fieber, welches den armen Elysée seit zwei Monaten, seit dem Feste in Vincennes, nicht mehr verlassen hatte, welches auf seiner Stirn und auf seinen Händen brannte, es tobte noch heute in ihm.

Alle diese auf ihn einwirkenden äußeren Eindrücke und inneren Empfindungen hätten ihn eigentlich beruhigen und besänftigen können, dies geschah aber nicht, er war bis zum innersten Herzen verwundet.

In diesem Augenblick hörte er plötzlich dicht in seiner Nähe jemanden laut reden, in der Art und Weise eines Menschen, der mit sich selbst unzufrieden ist. Er verstand nur folgende Worte:

„Ah, alter Narr, alter Narr!"

Das mußte wohl wahr und richtig sein, denn der Sprecher wiederholte es sich schon seit einer halben Stunde.

Mérаut horchte hoch auf, er konnte den Sprecher noch nicht sehen und also viel weniger erkennen.

Nach kurzer Pause und unzufriedenem Gemurmel fuhr die unbekannte Stimme, auf den vorigen Gedankengang eingehend, plötzlich wieder fort:

„Thor Du! elender, wahnsinniger Kerl, der Du bist, man müßte Dich im höllischen Feuer verbrennen, Dich mit samt Deinem Herbarium!"

An diesen letzten Worten erkannte Elysée den Rat Boscovich, und dieser erkannte Méraut ebenfalls.

Der Rat war ganz außer sich und aufgeregt, er gebärdete sich so seltsam, daß Méraut wirklich fürchtete, er wäre närrisch geworden.

Boscovich trat auf Elysé zu, packte dessen Arm und rief ganz laut:

„Nein, das geht unmöglich, das muß verhindert werden!"

„Was denn, Herr Rat?"

„Nennen Sie mich nicht mehr so, ich bin nichts mehr! — Die Entsagungsakte ist fertig, von mir geschrieben . . . in diesem Augenblick unterzeichnet sie der König! . . . O, niemals hätte ich so etwas schreiben sollen!"

Méraut hörte schon gar nicht mehr, sein erster Gedanke war die Königin.

Ob er noch zu ihr gelangen konnte? Er glaubte kaum, aber es mußte versucht werden. Friederike ließ ihn sofort vor, denn nur etwas ganz Außerordentliches konnte Elysée bringen.

Bei den ersten Worten desselben sprang sie hastig auf:

„Das geschieht nicht, solange ich lebe, nicht!“ rief sie energisch.

„Wecken sie den Prinzen!“

Ohne ein Wort weiter zu sagen ging sie zum König hinauf.

X.

Eine häusliche Szene.

Christian II. saß allein in seinem Zimmer und hatte gedankenvoll den Kopf in beide Hände gestützt. Vor ihm auf dem Tische lag die auf Pergament geschriebene Entsagungsakte, Kerze und Siegellack war daneben bereit. Neben ihm stand der schurkische Lebeau und lauerte auf die Unterschrift, damit er die Wuchererbande sogleich davon benachrichtigen könne.

Der König hatte jetzt die Feder in die Hand genommen, er schrieb aber noch nicht, er zögerte noch. Aber er sah keinen anderen Ausweg, um sich Geld zu verschaffen und Geld mußte er haben. Für über drei Millionen Franks hatte er Wechsel gegeben, die auf ihn liefen und die der Inhaber, ein gewisser Pichery, durchaus nicht mehr verlängern wollte. Sollte er warten, bis ihm Saint-Mandé abgepfändet wurde? Was würde dann aus der Königin und dem Prinzen werden? — Die Not drängte.

Außerdem hatte er Sephora versprochen, zu unterzeichnen, denn nur unter dieser Bedingung hatte sie ihren Mann allein nach London reisen lassen und hatte sich Christian als Gräfin von Spalato in die Arme geworfen.

Lebeau hatte dem Könige soeben nochmals erklärt, wenn die Wechsel nicht eingelöst würden, dann lieferte sie Pichery dem Gerichtsvollzieher ein. Dies entschied, er unterschrieb.

„Es ist geschehen", seufzte er, „jetzt bin ich nicht mehr König!" —

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, — die Königin trat ein. Lebeau mußte verschwinden.

„Ah, wo kommst Du so spät her, theure Friederike?" fragte Christian betroffen, „was ist Dir geschehen?"

„Keine Redensarten! Keine Verstellung mehr, es nützt Dir nichts, ich weiß, was Du da geschrieben hast", sagte die Königin hart.

Dann trat sie dicht an ihn heran und nun redete sie ihm ins Gewissen und hielt ihm alle seine Schandthaten vor, von Anfang bis Ende, sie vergaß auch nicht die Liebelei mit Colette, nicht den Ordenshandel und nicht die gefälschten Edelsteine in der Krone.

„Erst hast Du die Krone bestohlen, und jetzt willst Du sie verkaufen, Du Elender!" — so schloß sie ihre Rede.

Sie glaubte ihn ganz niedergeschmettert zu haben, aber weit gefehlt. Er trat ihr fest gegenüber, mit kalt-höflichen Worten führte er seine Verteidigung; — von seinem Standpunkte aus hatte ja auch er recht; ein König ohne jeglichen Besitz, ohne Existenzmittel sei überhaupt undenkbar und spiele eine zu traurige Rolle. Mit den zweihundert Millionen aber könne er standesgemäß auftreten und vielleicht, — gerade durch die Macht des Geldes, — seinen Thron wiedergewinnen. Nur zu seinem und der Königin Besten habe er unterzeichnet.

Die Königin warf ihm darauf seine Feigheit vor, daß er gerade im gefährlichsten Augenblick die Königswürde aufgeben wolle, während er bis aufs Messer gegen seine Widersacher kämpfen müßte.

„O", sagte Christian II. lebhaft, „wenn es sich bloß um einen Kampf gegen einen sichtbaren Feind, gegen Soldaten handelte, da würde ich keinen Augenblick zögern, mich an die Spitze der Kämpfer zu stellen, ich kann und will nur nicht länger kämpfen gegen Lächerlichkeit, Elend und bleiche Not!"

Ein Hoffnungsstrahl durchfuhr die Königin.

„Ist es wahr? Du würdest kämpfen? Dann höre zu!“

Nun erzählte ihm die Königin in fliegender Hast, daß sie im Verein mit Elysée und Pater Alphée schon seit drei Monaten einen plötzlichen Aufstand der Bevölkerung in Illyrien vorbereitet habe, durch welchen die republikanische Regierung gestürzt werden solle. Alles sei auf dem Posten, die Nachrichten lauteten sehr günstig und die Illyrier warteten nur auf das Signal, loszuschlagen.

Davon wollte aber Christian nichts wissen, er hielt das ganze Projekt für unausführbar. Er sagte, er habe ebenfalls seine Spione und seine Berichterstatter da unten, deren Nachrichten aber ganz anders lauteten.

Friederike, ihre vergebliche Bemühung einsehend, war hinausgeeilt, um gleich darauf mit dem kleinen Prinzen auf dem Arm wieder zu erscheinen.

Sie ließ Zara vor seinem Vater niederknieen, sie sprach ihm die Worte vor, das Kind mußte den König inständigst anflehen, doch seine Königswürde nicht aufzugeben, damit auch er, Zara, dereinst König werden könne.

Selbst diese kindliche Bitte ließ Christian kalt, er sprach nur von „überspannten Ideen“, „dem Kinde den Kopf verdrehen“ und dergleichen.

Vorher hatte er vorsorglich das Dokument in seine Tasche gesteckt.

Jetzt, da die Königin alles verloren sah, sprang sie auf, ergriff ihr Kind, schwang sich mit demselben in voller Verzweiflung auf die Brüstung des offenen Fensters und rief, halb wahnsinnig vor Aufregung, dem König zu:

„Christian! wenn Du nicht sofort dieses schmachvolle Papier verbrennst, dann stürze ich mich vor Deinen Augen auf die Straße herab! Lieber den Tod, als diese Schande!“

Christian kannte ihre Entschlossenheit, er wußte, daß sie ihre Drohung wahr machen würde.

Dies wirkte erschütternd auf ihn ein. Er sprang hinzu, nahm sein Kind auf den Arm und rief nur bittend:

„Friederike, — komm!“

Dann warf er das ominöse Papier auf den Tisch, die Königin nahm es schnell auf und verbrannte es an der Kerze bis zum letzten Fetzen.

Hierauf ging die heldenmütige Mutter mit ihrem Kinde zur Ruhe.

XI.

Auf! Zu den Waffen!

In dem Speisesaal von Leemans Trödelbude waren heute die sämtlichen Geldmänner und Halsabschneider, welche bei Tom Levis „großem Zuge" beteiligt waren, zum gemeinschaftlichen Mahle beisammen. Auch Levis — alias Poitou — war dabei, denn er hatte gar nicht daran gedacht, aus Paris fortzugehen, er war nur für seine Kunden unsichtbar.

Diese Diners waren jetzt ziemlich häufig. Die Biedermänner erzählten sich dabei, und so auch heute, ihre Gaunereien, wie sie den und jenen hoch genommen und angezapft hatten, hauptsächlich wurde aber die Millionenangelegenheit und die Abdankung Christians II. nach allen Richtungen besprochen. Der alte Leemans renommierte damit, daß er bei seinem Trödelgeschäft während vierzig Jahren alle möglichen und unmöglichen Sachen gekauft und verkauft hätte, nur eine Krone hätte noch gefehlt. Nun war aber auch diese da, er hatte sie schon so gut wie im Sack.

„Der Handel soll leben — hoch!" so rief er, sein Glas erhebend.

Plötzlich wurde an die Thür geklopft. Lebeau trat hastig ein, ganz außer Atem, und teilte der Tischgesellschaft schnell mit, was zwischen Christian und Friederike vorgefallen war, und daß es mit der Thronentsagung des Königs nichts sei.

Warum er davon nicht früher Mitteilung gemacht hätte? Ja, das war ihm unmöglich, der Herzog und der Pater Alphée

paßten ihm zu sehr auf die Finger und ließen ihn nicht aus den Augen. Außerdem brachte er noch die wichtige Mitteilung, daß irgend etwas Großes im Gange sein müßte, um eine kriegerische Expedition in Illyrien und Dalmatien vorzubereiten und den Thron wieder zu erobern. Der verrückte Gascogner Méraut hätte dies jedenfalls angestiftet.

Der schlaue Lebeau hatte so ziemlich alles ausspioniert, er wußte, was die freiwilligen Kämpfer für Uniformen tragen und selbst wie ihre Kokarden aussehen würden. Er glaubte auch zu wissen, daß der König selbst diese Expedition anführen und deshalb nach dem Kriegsschauplatz abreisen werde.

Nun brach aber der Tumult los. Die Juden und Judengenossen schimpften ganz laut:

„Das ist Diebstahl! Das ist Betrug! Unser Geld! Die Wechsel! Unter dem Kaiserreich würde man eine solche Bedrohung eines Nachbarstaates nicht dulden! Man müßte auch jetzt eine Anzeige bei dem Präsidenten machen!"

„Ja", sagte Lebeau, „ich habe auch schon daran gedacht, aber ich weiß nichts Gewisses, auf mich würde man nicht hören; aber das ist gewiß, heute abend ist im Hotel großer Ball, und alle Eingeladenen werden jedenfalls die Expedition mitmachen. Dieselben dazu zu bestimmen, das ist der Zweck des Festes."

Jetzt trat Sephora auf. „Lebeau", sagte sie, „Sie werden jedenfalls wissen oder erfahren, wann der König abreisen wird. Benachrichtigen Sie mich davon genau, und wenn es nur eine Stunde vorher ist. Die Expedition wird dann nicht abgehen, das schwöre ich!"

Über ihren eigentlichen Plan ließ sie sich nicht weiter aus. Lebeau kehrte schleunigst auf seinen Posten zurück.

Das Fest im Hotel Rosen war wirklich glänzend. Es sollte gleichsam der Abschied der Kämpfer für Illyrien gefeiert werden. Der alte Herzog konnte die Freiwilligen nicht in den Kampf begleiten, deshalb sollte sein Sohn, der Prinz Herbert, die Führung übernehmen. Dieser hatte jetzt nur noch dafür Sinn, die

ihm bleibende kurze Zeit so angenehm als möglich mit seiner Colette hinzubringen.

Die Ballmusik schwieg, dagegen ertönte plötzlich vom Orchester die illyrische Nationalhymne, und unter ihren Klängen traten König Christian und Königin Friederike ein und durchschritten Arm in Arm die Festsäle von brausenden Hochrufen der Festgäste begleitet.

Bei diesem Fest war Méraut der Held des Tages, das Königspaar gab ihm huldreichst zu verstehen, daß das Zustandekommen desselben hauptsächlich sein Verdienst wäre.

Er wurde auch dem Marquis von Hezeta vorgestellt, welcher die Expedition in Illyrien selbst kommandieren sollte.

Elysée war unangenehm überrascht, daß dieser Marquis de Hezeta nicht allzu großes Vertrauen zu dieser Expedition und noch weit weniger zu dem Mut und der Energie Christians hatte. Seiner Ansicht nach nahm der König die ganze Sache viel zu leicht.

„Und dennoch wollen Sie dorthin abreisen?“ fragte Méraut.

„Ja, ich reise ab!“

„Ohne jegliche Hoffnung?“

„Eine einzige habe ich, die, meinen Tod dort zu finden, dann habe ich Ruhe.“

„Und der König?“

„O! für den bin ich ganz unbesorgt.“

Wollte er damit sagen, daß der König noch lange nicht auf dem Schlachtfelde wäre? Wer weiß!

Der Ball währte fort. Elysée überkam es selber wie eine traurige Ahnung, wenn er sich diese heiteren, lebensfrohen Tänzer ansah, die unter Führern ohne Selbstvertrauen in den Kampf ziehen wollten.

XII.

Ein Nachtzug.

Lebeau hatte Sephora benachrichtigt: „Wir reisen diesen Abend um elf Uhr vom Lyoner Bahnhof ab. Wahrscheinlich nach Cette, Nizza oder Marseille.“

Sie wartete den ganzen Vormittag, ob Christian kommen würde, um wenigstens Abschied von ihr zu nehmen. Er kam nicht. Sie schickte ihren Bedienten hin zu ihm, der König war nicht zu Hause, man hatte ihn nirgends gesehen.

Sephora nahm allein ihr Frühstück ein und dann traf sie ihre Vorbereitungen für ihren Plan, sie rüstete sich selbst zur Reise und packte auch eigenhändig einen kleinen Handkoffer. Tom wurde von ihr schriftlich benachrichtigt. Dann ging sie nach dem nächsten Halteplatz und stieg in einen Wagen.

Christian II. hatte ebenfalls einen sehr unruhigen Tag verlebt. Vom gestrigen Ball war ihm der Kopf noch schwer, dann die Vorbereitungen zur Reise, die unvermeidliche Aufregung, die Visitation seiner Waffen und seiner Generalsuniform. Um elf Uhr vormittags zelebrierte der Pater Alphée an einem improvisierten Altar eine feierliche Abschiedsmesse. Die nahe bevorstehende Trennung drückte alle Mitglieder des Hofstaates nieder, nur Méraut hatte sein Vertrauen zu Christian wiedergewonnen. Dieser selbst war auf alles gefaßt. Blieb er Sieger, dann konnte er allen seinen Verpflichtungen nachkommen, wurde er besiegt, dann war alles verloren; eine Kugel vor den Kopf, dann war es zu Ende.

„Samy soll anspannen“, befahl er.

„Du willst ausfahren?“

„Jawohl, ich muß mich nach dem gestrigen Ball noch in Paris zeigen. Ich komme zum Diner zurück.“

„Ich werde so lange für ihn fürchten, bis er fort ist“, sagte die Königin beklommen.

Méraut neigte nur stumm den Kopf. Während des Gottesdienstes hatte sich der König zugeschworen, Sephora nicht wiedersehen zu wollen. Er fuhr zunächst nach dem Klub, dort fand er niemand. Er frühstückte, dann war es drei Uhr, seine gewöhnliche Stunde, wenn er nach der Avenue de Messine ging. Auf seiner weiteren Tour war er bis in die Nähe derselben gekommen. Weshalb aber sollte er sich denn fürchten, dieses Weib noch einmal zu sehen? Da fiel ihm zur rechten Zeit sein Schwur ein und schnell kehrte er nach dem Klub zurück. Hier fand er einen Brief von Sephora und jetzt — wurde er schwach. Er stieg wieder in seinen Wagen und:

„Avenue de Messine“, sagte er leise dem Kutscher.

Dort angekommen, erhielt er den Bescheid:

„Madame ist nicht zu Hause.“

Das war ein kalter Wasserstrahl für ihn; Christian fuhr direkt nach seiner Wohnung zurück.

Dort hatten Friederike und Méraut ihn schon mit Angst erwartet, sie glaubten schon alles verloren und ihn wieder in den Fesseln dieser Frau gefangen.

Nun war er da, nun war es gut.

Christian gab noch einige kurze, bestimmte Befehle, dann ging er nach seinen Zimmern hinauf, um sich für die Reise anzukleiden. So kam er in den Salon zurück. Dann drückte er Friederiken innig die Hand und bat sie um Verzeihung für das, was er ihr angethan.

Die Stunde der Abreise rückte immer näher, der König sprach zu jedem seiner Hausgenossen liebenswürdige Worte, nahm Zara auf seine Kniee und herzte und küßte ihn. Dann folgte

ein kurzer, herzlicher Abschied und der Wagen entführte ihn schnell nach dem Bahnhof.

Auf dem Perron geht eine weibliche Gestalt an ihm vorüber, die ihn unwillkürlich an Sephora erinnert.

Armer Christian, armer König!

Endlich sitzt er in einem Waggon, dessen Thür ihm Lebeau geöffnet hat. Er hat einen Eckplatz eingenommen. Anfangs glaubt er allein in dem Wagen zu sein, aber da drüben auf der anderen Seite erblickt er eine schwarzgekleidete Gestalt, es ist eine Dame, — alt, häßlich oder hübsch? Der König, seiner Gewohnheit nach, sieht sich nach ihr um, sie rührt sich nicht und scheint zu schlafen.

„Machen wir es ebenso“, sagt Christian und wickelt sich in seine Decke ein.

Der Zug setzt sich in Bewegung und der König entschlummert.

Nach kurzer Zeit wird er munter, erweckt durch einen zärtlichen Kuß, er öffnet die Augen, da steht Sephora vor ihm und schlingt ihre Arme um seinen Hals und schmiegt sich liebkosend an ihn an.

Jetzt war es um Christian geschehen.

„Du Böser“, sagt sie mit ihrem verführerischen Lächeln, „also ohne mir Adieu zu sagen, wolltest Du mich verlassen?“

Christian war wieder ganz in der Gewalt dieser Circe, und es kostete ihr nicht viel Überredung, den König zu einer kleinen Unterbrechung seiner Reise zu bewegen. Nur einen Tag noch wollte sie mit ihm glücklich sein, ihn ganz für sich allein besitzen, dann wollte sie seinen hohen Plänen nicht mehr hinderlich sein. Nur zu gern willigte er ein. In Fontainebleau stiegen beide aus und logierten sich im Hotel du Faisan ein, während Lebeau die Reise fortsetzen und dem Marquis Hezeta melden sollte, daß des Königs Abreise um einen Tag verzögert worden sei.

Werfen wir einen Schleier darüber, wie der König und Sephora diesen paradiesisch schönen Tag verlebten.

Nur um ihre Dienerschaft zu benachrichtigen, hatte Sephora im Laufe des Tages eine Depesche abgeschickt. Aber auch dieser glückselige Tag ging vorüber, und die Stunde kam, wo nun geschieden werden mußte. Sephora begleitete Christian nach dem Bahnhof und blieb dort so lange, bis der Zug abgedampft war.

Hätte Christian ahnen können, was in der Seele dieser Frau vorging! Und wie sie jetzt den letzten Knoten geschürzt hatte! Lange sah sie dem Zuge nach, dann, während der Rückkehr nach dem Hotel, murmelte sie zu sich selbst:

„Wenn nur Tom das Nötige besorgt hat!“

Gewiß hat Tom dies gethan, genau und sicher!

Als Christian nach Ankunft des Zuges in Marseille den Waggon verlassen hatte und mit seinem kleinen Koffer in der Hand auf dem Perron sich umschaute, erstaunte er nicht wenig, als ein Herr mit betreßter Beamtenmütze auf ihn zutrat und ihn höflich ersuchte, ihm einen Augenblick in sein Büreau zu folgen.

„Wozu das? Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte der König laut.

„Ich bin Kriminal-Kommissar!“

In dem Büreau desselben fand Christian den Präfekten von Marseille, einen alten Herrn mit rötlichem Bart und geistreicher Physiognomie.

„Ich habe die Ehre, Eurer Majestät anzukündigen“, sagte der letztere mit ausgesuchter Höflichkeit zum König, „daß Ihre Reise nicht weiter fortgesetzt werden darf und also hier endet. Die Regierung kann und wird nicht gestatten, daß ein Fürst, welchem Frankreich Gastfreundschaft gewährt hat, diese dazu mißbraucht, um gegen einen ihm befreundeten Staat zu konspirieren und die Waffen zu erheben.“

Der König wollte gegen diesen Aufenthalt protestieren und sein Vorhaben ableugnen, es half nichts, auch die geringsten Einzelheiten der beabsichtigten Expedition waren dem Präfekten bekannt.

„Ebenso genau ist man in Ragusa informiert“, fuhr der Präfekt fort, „und indem ich Sie zurückhalte, behüte ich Sie nur davor, in einen gefährlichen Hinterhalt zu fallen.“

Christian II. war ganz starr vor Erstaunen, er bat nur um Mitteilung, von wem der Präfekt alle diese Details habe, die doch nur ihm allein, der Königin und Hezeta bekannt sein konnten. Auf Méraut zu argwöhnen fiel ihm gar nicht ein.

Der Präfekt lächelte, gab aber darüber keine Auskunft.

„Monseigneur“, sagte er, „Sie müssen sich in die Verhältnisse fügen. Dies Unternehmen ist gescheitert, ein andermal werden Sie glücklicher und — vielleicht auch klüger sein. Jetzt bitte ich Majestät inständigst, Schutz und Zuflucht auf der Präfektur annehmen zu wollen. Überall anders würden Sie durch neugierige Menschen belästigt werden, denn die Geschichte ist in der ganzen Stadt bekannt.“

Christian antwortete nicht gleich, er sah sich nur im Büreau um, diesen schnellen Wechsel der Dinge konnte er noch gar nicht fassen. Endlich entschied er sich dahin, das Anerbieten des Herrn Präfekten anzunehmen. Bei diesem fand er eine gastliche Aufnahme, er fand heitere Gesellschaft und, was ihn am meisten interessierte, eine reizende Frau, die meisterhaft Piano spielte und mit einer wahren Glockenstimme dazu sang. Es wurde viel über Musik gesprochen und auch Christian mußte auf Wunsch einige illyrische Nationallieder vortragen.

Zur selben Zeit steuerten die Mitkämpfer des Königs, welche Lebeau nicht von der Wendung der Dinge hatte benachrichtigen können, auf dem Meere freudig dem Tode entgegen unter dem Rufe:

„Es lebe Christian II.!“

XIII.

Zum Tode verurteilt.

Die Prinzessin Rosen erhielt vom Kriegsschauplatz her folgenden Brief von ihrem Herbert:

„Teure Freundin! Man hat uns soeben nach der Festung von Ragusa abgeführt, mich und Hezeta, nachdem wir in zehnstündiger Sitzung des Kriegsgerichts einstimmig zum Tode verurteilt worden sind.

Das ist mir lieb, ich weiß jetzt wenigstens, woran ich bin. Ich lese Deine Briefe, ich kann an Dich schreiben. Die bisherige Ungewißheit hätte mich fast getötet. Der König selbst wird nur seinen Mißerfolg und den Verlust einiger ergebenen Diener zu beklagen haben.

Aus den Journalen wirst Du bereits ersehen haben, was sich alles hier zugetragen hat.

Da uns durch irgend einen Zufall der Gegenbefehl des Königs nicht rechtzeitig zuging, trafen wir um sieben Uhr abends auf dem Rendez-vous-Platz bei den Inseln ein, bewaffnet und völlig gerüstet. Wir kreuzten zwei, drei Stunden umher, nichts war zu sehen als Fischerbarken und Küstenwachtschiffe. Zur Nacht fiel ein starker Nebel, der uns verhinderte, mit Christian zusammenzustoßen. Nach langem Warten kamen wir zu der Überzeugung, daß der Dampfer des Königs vielleicht im Nebel an uns vorübergesegelt und der König bereits ans Land gestiegen sei. Da — plötzlich steigt an der uns bezeichneten Stelle eine Rakete gen Himmel. Dies bedeutete für uns: „Landen!“

Kein Zweifel mehr, der König ist da, stoßen wir zu ihm! Ich kommandierte die erste Schaluppe, Hezeta die zweite und de Miremont die dritte mit den Parisern. In meinem Schiff waren wir lauter Illyrier voller Kampfesmut.

Wir näherten uns dem Leuchtturm von Gravosa, die vollständige Stille an der dunklen Küste beunruhigte mich doch, alles still und stumm! „Ich sehe unsere Leute", sagte San Giorgio neben mir ganz leise.

Indem wir ans Land sprangen, überzeugten wir uns, daß unsere angeblich von uns erblickten Freiwilligen nur Kaktusbüsche waren, die reihenweise am Ufer standen. Ich gehe vorwärts, nichts zu sehen, aber ein Trippeln im Sande war hörbar. „Das ist nicht ganz richtig", sagte ich zum Marquis, „kehren wir zum Schiff zurück!" Unglücklicherweise stießen wir auf die ebenfalls gelandeten Pariser, und diese zurückzuhalten, das war unmöglich. Sie stürmten an der Küste vorwärts, da plötzlich kracht eine furchtbare Gewehrsalve auf uns ein. Mit dem Rufe: „Verrat! Verrat!" stürzen wir nach den Schiffen zurück in furchtbarer Panik, um beim Schein des aufgehenden Mondes zu gewahren, wie unsere englischen Seeleute mit diesen aus allen Kräften eiligst davonrudern, um nur sich selbst zu retten. Da stürzt Hezeta dem Feind entgegen, den Revolver in der Faust. „Avanti! Avanti!" schreit er mit Donnerstimme, wir folgen ihm begeistert, unsre Bravour half uns nichts, es blieb uns nur übrig, zu sterben, die meisten von uns fanden den Tod. Henri de Frébigne, Dein Liebhaber vom vorigen Jahr, schrie mir im Getümmel noch zu: „Herbert, hier giebt es keine Guzla!"

Hezeta und ich, wir wurden beide gefangen und auf Maultieren nach Ragusa geschafft. Hezeta sagte mit stoischem Gleichmut:

„Das wußte ich vorher!"

Sonderbarer Mensch das! Wenn er diesen Erfolg sowie den Verrat vorher wußte, weshalb hat er uns dorthin geführt?

Wir werden wie Geiseln angesehen, denn die Elenden hoffen immer noch, daß der König, der nicht um Millionen auf

den Thron verzichten wollte, dies vielleicht eher thun würde um unser Leben zu retten.

Für meinen Vater würde mein Tod allerdings schrecklich sein, doch selbst um den Preis meiner Rettung würde er dem Könige nicht zur Entsagung raten.“

Nun folgen in dem Briefe Herberts eine Menge Beteuerungen seiner unwandelbaren Liebe für Colette, Herzensergießungen und Erinnerungen aus ihrem Leben, Sentimentalitäten, die Herbert angesichts des ihm bevorstehenden Schicksals übermannen.

„Hezeta und ich“, so fährt er im Briefe fort, „wir sind in der Kapelle*) detiniert, das heißt, in einer kleinen kahlen Zelle hat man bereits einen Altar für unsere Totenmesse errichtet, neben unsern Betten stehen bereits unsre Särge. An der Schwelle des Grabes ist es nur noch Dein liebes Bild, welches mich aufrecht erhält und tröstet.

Leb wohl, teure Colette! Weine nicht, es ist genug, wenn ich weine. Tröste meinen armen Vater, der mich immer gescholten hat, wenn ich zu spät kam, jetzt werde ich ihn nie mehr damit kränken.

Leb wohl, leb wohl .... ich hätte Dir noch so viel zu sagen, — aber nein — ich muß sterben. Welches Schicksal! Leb wohl, Colette!

Herbert von Rosen.“

---

*) In den Donauländern und bei einigen katholischen Völkerschaften müssen zum Tode verurteilte Verbrecher die letzten Nächte vor der Hinrichtung in der Kirche zubringen.

XIV.

Ein gelöster Knoten.

„Es bleibt Ihnen jetzt nur noch ein Mittel, Sire."

„Sprechen Sie, mein lieber Méraut, ich bin zu allem bereit."

Méraut zögerte noch. Das, was er sagen wollte, erschien ihm zu wichtig und paßte so ganz und gar nicht in diesen Billardsaal, in den ihn der König zu einer Partie nach dem Dejeuner hineingeschleppt hatte.

„Nun?" fragte Christian, indem er seinen Ball fortstieß.

„Das Volk von Illyrien ist wie alle anderen Völker, es liebt die Kraft und den Erfolg, und ich fürchte sehr, daß der unglückliche Ausgang unserer letzten Unternehmung . . ."

Der König drehte sich um und wurde rot.

„Ich habe Sie um Ihre aufrichtige Meinung ersucht, mein Lieber . . . die weiteren Redensarten können Sie uns beiden ersparen."

„Gut, Sire! — Sie müssen abdanken."

Dies sagte der Gascogner ziemlich schroff.

Christian sah ihn verwundert an.

„Abdanken? Abtreten? Was? Ich besitze gar nichts! Das wäre ein schönes Geschenk für meinen Sohn, er würde lieber ein neues Velociped als das Versprechen einer Krone annehmen."

Méraut führte das Beispiel der Königin von Galizien an, auch diese hatte während der Verbannung zu gunsten ihres Sohnes entsagt.

„Achtzehn zu zwölf", machte Christian grob, „Herr Rat, Sie markieren ja nicht!"

Boscovich sprang wie ein Hase zur Markiertafel hin.

„Und was sagt die Königin über dieses neueste Projekt?" fragte der König.

„Die Königin denkt gerade so wie ich, Sire!"

„Ah!" machte der König mit leichtem Anflug von Ironie.

Seltsame Laune des Schicksals! Was er vor ganz kurzer Zeit selbst hatte thun wollen, was ihm damals zum Verbrechen angerechnet wurde, dasselbe wurde ihm jetzt von allen denen geraten, auf deren Meinung er überhaupt nur Gewicht zu legen brauchte.

„Und Du, Boscovich! Was denkst Du darüber?" fragte der König auch noch diesen.

Der brave Botaniker sah seinen Herrn verwundert an, schnitt eine Grimasse, zog den Kopf zwischen die Schultern und sagte ziemlich kläglich: „Chi lo sa?"

Der König lachte herzlich darüber.

„Nach der soeben von unserem Rat gehörten Meinung", näselte der König, „werde ich abdanken, sobald man es verlangt."

Hierauf fuhr er im Billardspiel mit einer Seelenruhe fort, die Méraut bald zur Verzweiflung brachte, er wollte gar zu gern der Königin den Erfolg seines Auftrags mitteilen; das Gespenst der Königswürde spukte ihr immer noch im Kopf herum, und nur mit Zittern und Zagen dachte sie jetzt an diese Krone, die ihr selbst nicht mehr wünschenswert erschien.

Die feierliche Abdankung fand kurze Zeit danach wirklich statt. Mit stoischer Ruhe stellte der Herzog Rosen seine prachtvollen Räume zu der Feierlichkeit zur Disposition. Wegen des unglücklichen Ausganges von Gravosa, um nicht zu traurige Erinnerungen in dem betrübten Vater zu wecken, zog man jedoch vor, die Zeremonie in Saint-Mandé stattfinden zu lassen. Alle

illyrischen und französischen Familien, welche dabei notwendig waren, wurden geladen.

Der Herzog erschien in großer Gala mit Trauerabzeichen. Ebenso erschien die Prinzessin Rosen in prachtvoller Trauerkleidung, und diese Pracht half ihr beinahe über die eigentliche Trauer glücklich hinweg.

Auch Prinz Axel war zur Mitunterzeichnung der Entsagungsurkunde eingeladen worden, und die Art und Weise, wie er der trauernden Colette gegenüber auftrat, ließ durchblicken, daß er die Geschichte ihrer Verkleidung als Bäckerjunge noch nicht vergessen hatte.

„Meine Herren, der König!"

So meldete der Schweizer, mit seiner Hellebarde bewaffnet.

Christian II., bleich und sichtbar von Sorge gedrückt, trat ein und führte seinen Sohn an der Hand. Der kleine Prinz zeigte eine ernsthafte Haltung, die ihn sehr gut kleidete. Dann kam die Königin in prachtvoller, reicher Toilette. Sie schien glücklich zu sein.

Der König stellte sich vor dem Kamin in der Mitte des Saales auf, zu seiner Rechten der Prinz Zara, zu seiner Linken die Königin, ein wenig entfernt von ihnen saß Boscovich an einem kleinen Schreibtischchen.

Als jedermann Platz genommen hatte, nahm der König das Wort und erklärte, daß er bereit sei, abzudanken und seinen Unterthanen die Gründe hierfür anzugeben.

Jetzt erhob sich Boscovich und verlas das darüber lautende Manifest, welches den Entschluß des Königs ausdrückte, sich von den Geschäften zurückziehen und seinen Sohn der hochherzigen Großmut des illyrischen Volkes anvertrauen zu wollen.

Dieser kurze Brief, aus dem in jeder Zeile Elysée Méraut zu erkennen war, wurde von Boscovich mit wenig zu Herzen dringender Stimme gelesen.

Das Aktenstück selbst lautete wörtlich:

„Ich, Christian II., König von Illyrien und Dalmatien, Großherzog von Bosnien und der Herzegowina, erkläre hiermit, daß ich aus eigenem Antrieb und ohne jeden Druck von anderer Seite her meinem Sohne Karl Alexis Leopold, Grafen von Goetz und Zara, alle meine politischen Rechte überlasse und auf ihn übertrage und mir über ihn nur die Rechte als Vater und Vormund vorbehalte."

Auf ein Zeichen des Herzogs Rosen näherten sich alle Beisitzer der Zeremonie dem Tische, um ihre Unterschrift abzugeben. Dann begann die Zeremonie des Handkusses, und die Königin, die Mutter Zaras, war die erste, welche dem nunmehrigen kleinen Könige die Hand küßte.

Die Feierlichkeit war beendet, in pomphaftem Zuge verließen alle den Saal, Christian II. voran.

Prinz Axel sucht sich draußen ihm zu nähern, um ihn zu trösten.

„Siehst Du, armer Christian", raunte er ihm zu, „ich glaube, man hat Dir soeben auch Deinen Uistiti gegeben."

„Ich wäre glücklich gewesen, wenn mir dies schon viel früher passiert wäre, anstatt daß man mich zwang, dies schöne Paris zu verlassen, um mein Volk von weißbauchigen Seehunden zu regieren."

Beide verschwanden gleich darauf im Gedränge, die Königin hörte den Phaeton Christians fortrollen; aber was schadete ihr das jetzt! Jetzt war es nicht mehr der König von Illyrien, den ihr jene Frauen entführten. —

Am Tage nach der Katastrophe von Gravosa hatte sich Christian abermals zugeschworen, Sephora nie mehr aufzusuchen. Er lag krank zu Bett, und wenn er an Sephora dachte, so geschah es nur mit Verwünschungen, ihr schrieb er seinen ganzen Mißerfolg zu. Dann wieder suchte er sie zu entschuldigen, es war alles nur unglücklicher Zufall gewesen.

Eines Tages wagte er sogar, Lebeau um Nachrichten von der Gräfin zu fragen. Statt aller Antwort brachte dieser ein

ganzes Paket Briefe, die während Christians Krankheit eingetroffen waren.

Christian antwortete sogleich von seinem Bett aus, er war begierig, gleich nach seiner Genesung den unterbrochenen Roman von Fontainebleau wiederaufzunehmen.

J. Tom Levis verlebte jetzt mit Sephora angenehme Ferien in ihrem Hotel in der Avenue de Messine.

Über seine eigene Ungeschicklichkeit mochte er sich am liebsten selbst einen Schlag vor den Kopf geben. Diesmal hatte er sich in seiner eigenen Falle gefangen, er war der Erfinder und zugleich das Opfer seines berühmten großen Zuges! Dann beunruhigte ihn Sephoras Reise nach Fontainebleau, und er kam immer wieder auf dieselbe zu sprechen. Sephora lachte ihn aus und Tom lachte endlich mit.

Wenn er fern von ihr leben mußte, langweilte er sich, dies ging so weit, daß er sogar anfing, Gedichte auf Sephora zu machen.

Jetzt war Tom sehr zufrieden, daß er einige Wochen mit Sephora zusammen leben konnte. Er wurde hier immer der „Gemahl von Madame“ genannt, aber keiner von der Dienerschaft hatte ihn gern. Der Hausmeister des Hotels hatte sogar erklärt, daß, wenn der „Gemahl von Madame“ im Hause sei, er diesen nicht bedienen werde, denn er sei vom König nicht engagiert worden, um solchem Hanswurst zu Willen zu sein. — Auch wenn anderer Besuch kam, mußte Tom sich immer unsichtbar machen.

Das ganze so schön angelegte Geschäft hatte einen bösen Haken. Der König bezahlte keine verfallenen Wechsel, er machte immer noch neue dazu zum großen Schrecken von Pichery und Leemans. Lebeau sprach ihnen Mut ein: „Geduld Geduld!“ sagte er, „es kommt alles!“

Er hatte ja gut reden, er brauchte nichts zu liefern.

Der alte Leemans erkundigte sich alle Tage in der Avenue de Messine, ob sie hofften, daß man doch noch Erfolg haben

würde, er diskontierte immer weiter und weiter, denn nur so hatte er Aussicht, etwas wiederzuerhalten.

Eines schönen Nachmittags machte Sephora sehr elegante Toilette, sie wollte heut mal mit ihrem Tom zusammen eine kleine Spritztour unternehmen. Dieser war ungemein erfreut darüber und staffierte seinen äußeren Menschen ebenfalls sehr nobel aus.

In dem Augenblicke, als beide sich entfernen wollen, öffnet sich unten die Eingangspforte, die Glocke schlägt an, heftig, eilig, das ist der König! Tom Levis verschwindet schnell, und Sephora macht sich bereit zu einem echt schauspielerischen Empfange. O! wie sie dem König in die Arme sinkt, wie sie so ganz glückselig ist!

Er sinkt vor ihr nieder:

„Ja, ich bin's, jetzt bin ich Dein, Dein für immer!"

Sephora hatte sofort begriffen, daß es etwas Neues geben müsse.

Sie sieht ihn mit ihren großen blitzenden Augen fragend an.

„Jetzt", fährt er fort, „ist es geschehen, jetzt bin ich nicht mehr König von Illyrien! Ich bin nur noch ein Mensch, der sein ganzes Leben damit hinbringen wird, Dich zu lieben!"

„Ich wage es kaum zu glauben, das wäre himmlisch!"

„Da, lies!"

Und er reicht ihr das Pergament hin, welches sie durchliest.

„Also es ist wahr, Christian, Du hast also wirklich entsagt?"

„Besser als das . . ."

Während Sephora liest und den Sinn des Schriftstücks nicht so recht zu begreifen scheint, steht er vor ihr, sie mit triumphierenden Blicken ansehend.

Dann macht er ihr den Unterschied zwischen völliger Entsagung und Abdankung zu gunsten seines Sohnes klar, daß er für seine Person von allen Verwickelungen, von allen Pflichten und von jeder Verantwortlichkeit befreit sei, ohne im geringsten

der Zukunft seines Sohnes geschadet zu haben. Das Geld allein ... ach was! Sie würden so viele Millionen gar nicht nötig haben, um glücklich zu sein.

Sie las nicht weiter, sie hörte nur noch zu. Sie hatte vollkommen verstanden, daß nun ihre ganzen Luftschlösser zusammenstürzen mußten. Das schöne Geld war verloren durch diesen Nichtsnutz. Die Wutausbrüche und der Zorn von Pichery und Vater Leemans mußten grenzenlos werden. Und ihr armer Tom, wie würde der dies überwinden!

Sie erhob sich, sie lachte wie halb wahnsinnig, dann trat sie mit verzerrtem Gesicht dicht vor Christian hin und herrschte ihn an:

„Einfaltspinsel, mach, daß Du fortkommst!"

Ohne Geld, ohne Krone, ohne Frau, ohne Maitresse spielte Christian jetzt eine zu traurige Figur, wie er so die Treppe hinabstieg.

XV.

Der kleine König.

Welcher Zauber liegt doch in dem Worte „König“ verborgen!

Eine wahrhaft kabbalistische Gewalt! Seitdem der Zögling Mérauts nicht mehr der Graf von Zara hieß, sondern „König Leopold V.“, war er wie umgewandelt.

Es wurde aber auch alles an ihm gethan, um ihn, der jetzt noch weich und biegsam war wie Wachs, auch zu einem wahren Könige zu erziehen. Der alte Herzog selbst unterrichtete ihn in allen ritterlichen Künsten, im Reiten, Fechten und Schießen.

Es sah allerliebst aus, wenn der kleine König auf seinem niedlichen Ponny in der improvisierten Reitbahn trabte und galoppierte, ganz stolz auf das Kommando seines alten Stallmeisters hörend, der wie ein alter Zirkusdirektor mit der langen Peitsche bewaffnet in der Mitte der Manege stand.

Die Mutter liebte ihren Sohn leidenschaftlich, trotzdem wurde er jetzt ganz der Sorgfalt eines Kammerdieners anvertraut, um ihm eine größere Selbständigkeit beizubringen und ihn abzuhärten.

Als Nachtgebet hatte ihm der Pater Alphée ein hübsches kleines Gebet aus dem Buche der Königin ausgezogen, und der König betete jeden Abend:

„Herr, mein Gott, Du hast Deinen Diener auf den Thron

gesetzt, aber ich bin noch ein Kind und verstehe noch nicht, das von Dir erwählte Volk zu führen. Gieb Du mir Weisheit und Erkenntnis dazu.“

Friederike war glücklich, überglücklich, ihr war geradeso, als ob ihr kleiner König jetzt schon regierte.

So vergingen einige Monate, ein ganzer Winter, während welcher Zeit Friederike ihren jetzt endlich freudigen Himmel nur durch eine einzige Wolke getrübt sah. Die Ursache davon war Méraut. Einander ganz gleich in ihren Gedanken und Träumen, hatte sich von früher her eine gewisse familiäre Intimität zwischen der Königin und Méraut ausgebildet, welche die erstere plötzlich genierte und beunruhigte.

Erriet sie, was im Innern dieses Menschen vorging?

In dieser ihrer Beunruhigung hatte sie ihre Zuflucht zu dem einzigen Berater einer verheirateten Katholikin, zu ihrem Beichtvater genommen.

Wenn der Pater Alphée nicht gerade auf seiner propagandistischen Reisetour begriffen war, dann war er es ganz allein, welcher der Königin Rat erteilte und sie leitete.

Wenn Friederike ihr Inneres ganz genau erforschte, ihr Herz ganz genau prüfte, so mußte sie sich, trotz der Sophismen des Pater Alphée, eingestehen, daß Méraut ihrem Herzen sehr nahe stand, daß sie ihn wirklich liebte, ebenso glaubte sie ganz gewiß bemerkt zu haben, daß Elysée ähnliche Empfindungen gegen sie hegte. Das war es, was sie mit Kummer und Unmut erfüllte.

Eines Tages promenierte die Königin nach dem Dejeuner im Park. In ihrer Begleitung befanden sich der Herzog, Méraut und Madame de Silvis, welche nach der Verabschiedung Colettens zur Ehrendame aufgerückt war. Die Königin war sehr lebhaft, es waren gute Nachrichten aus Illyrien eingetroffen. Die Abdankung Christians II. hatte einen sehr guten Eindruck hervorgebracht und der Name Leopold V. war im ganzen Lande

bereits populär geworden. Elysée triumphierte. Das war meistenteils sein Werk, wofür ihm auch die Königin danken mußte. Der kleine König spielte in der Nähe der Erwachsenen umher, mit Stolz sah Friederike auf ihn hin, in seligem Selbstvergessen dachte sie an die Minute auf dem Fest in Vincennes zurück. Sie schloß träumerisch die Augen.

Plötzlich durchhallte ein Flintenschuß die Luft, eine Menge Vögel wurden aus dem dichten Blätterdach aufgescheucht, gleichzeitig hörte man einen lauten Schrei, wie ihn nur ein Kind ausstößt, welches Schmerz empfindet. Hastige Schritte ließen sich in den Alleen hören, die Stimme des Präzeptors, rauh und ganz verändert, rief ängstlich, gerade da, wo der Schuß gefallen war. Friederike war mit einem Satz an Ort und Stelle.

Auf dem Rasen, unter den Bäumen, lag ihr Kind auf dem Rücken, ganz bewegungslos.

Neben ihm kniete Elysée und rang sich die Hände wund, indem er jammerte:

„O! daran bin ich schuld! Monseigneur wollte seine kleine Flinte probieren, ich mußte schießen und durch irgend einen schrecklichen Zufall ist die Kugel von dem eisernen Gitter zurückgeprallt und hat ihn selbst getroffen.“

Die Königin hört nicht mehr auf ihn, sie nimmt ihr Kind auf, trägt es nach dem Wasserbassin, kühlt ihm Gesicht und Schläfe mit kaltem Wasser und wäscht ihm das Blut ab.

Wo er verwundet ist, hat sie noch nicht gesehen. Endlich schlägt der Kleine die Augen auf.

„Er lebt!“ ruft die Mutter trunken vor Freude.

Dann sieht sie plötzlich ihr gegenüber Elysée Méraut mit ganz bleichem Antlitz, wie er mit niedergeschlagenen Augen gleichsam um Gnade fleht.

Blitzschnell durchlaufen alle Erinnerungen an diesen Mann ihr Gehirn, eine Wut gegen ihn und gegen sich selbst ergreift die Königin.

„Fort! . . . Fort von hier!“ herrscht sie den armen Elysée mit fürchterlicher Stimme an, „und komm mir niemals wieder vor Augen, niemals!“

Gerade dadurch, daß sie in dem Augenblick, wo ihrem Muttergefühl eine schmerzliche Wunde geschlagen war, diesen Mann duzte, verriet sie die in ihr für denselben aufgekeimte Liebe.

XVI.

Im dunklen Zimmer.

Im dunklen Krankenzimmer lag der kleine König mit verbundenen Augen im Bett; neben ihm saß Madame de Silvis und erzählte ihm ihre unvermeidlichen Geister- und Riesengeschichten. Leopold verlangte nach seiner Mama. Diese kam, und da sie wieder diese Märchen hören mußte, wurde ihr das rasche Handeln Méraut gegenüber doch beinahe leid.

Die unglückliche Kugel hatte, nachdem sie vom Eisengitter abgeprallt war, das rechte Auge des kleinen Königs von der Seite gestreift und die Netzhaut verletzt, so daß nach Ansicht des Arztes die Sehkraft auf diesem Auge wohl verloren gehen würde. Die Hauptsache war nun die, zu verhüten, daß nicht auch das andere Auge infolge der Wechselwirkung der Sehnerven ebenfalls verloren gehe.

„Leopold“, fragt die Mutter, „würde es Dir Vergnügen machen, im Walde spazieren zu gehen?“

„O gewiß, ich möchte wieder nach Vincennes zum Jahrmarkt, aben wo ist denn M. Méraut? Weshalb kommt er niemals zu mir?“

Man antwortet ihm, daß sein Lehrer auf längere Zeit verreist sei, und das genügt ihm.

Dann verfällt er wieder in seine lethargische Ruhe, das Zimmer muß immer dunkel gehalten werden.

Öfters betritt Christian das Krankenzimmer, scherzt und schäkert mit dem Kleinen, um ihn aufzuheitern; es gelingt ihm

aber nur selten. Dann ersucht er Friederike allen Ernstes, sich mehr zu schonen, er selbst wolle einen Teil der Nachtwachen übernehmen; aber welche Mutter würde sich von dem Krankenbett ihres leidenden Kindes trennen? Friederike niemals.

Nach dem schrecklichen Unfall, der den Kleinen betroffen hat, fühlt sich Christian ganz vereinsamt auf der Welt, tiefe Melancholie ergreift ihn. Er weiß sehr gut, daß Friederikens Herz ihm für immer verloren ist, und auch der Kleine erträgt seine Liebkosungen nur mit Widerwillen. Er geht im Hause umher, als wenn er nicht mehr dieser Welt angehörte.

Méraut, der aus dem Königshause Verjagte, hat sich nichtsdestoweniger ganz in der Nähe eine Wohnung gemietet und streift um das Hotel St.-Mandé herum, dabei immer die drei verschlossenen Fenster beobachtend. Er hat immer Furcht, sie eines Tages alle drei weit geöffnet zu finden.

Auf einer Streiftour traf Méraut mit dem Rat Boscovich zusammen, der irgend einen Gegenstand in sein Taschentuch eingewickelt hatte und dies in der Hand trug.

„Herr Méraut", redete ihn letzterer an, „Sie sehen einen sehr zufriedenen Menschen vor sich."

„Ah! mein Gott, was giebt's? Ist der Zustand des jungen Königs . . ."

Der Botaniker erklärte, daß der Stand der Krankheit immer noch derselbe wäre, nur Ruhe, dunkles Zimmer, Schmerzen . . . Dann zeigte er hocherfreut unserm Elysée die in sein Taschentuch eingewickelte seltene Pflanze, eine Clematitis Dalmatica, die er früher nur in Dalmatien gefunden habe. — Hierauf empfahl er sich.

„Warten Sie, ich gehe mit Ihnen!"

Boscovich stand ganz verduzt. Er hatte doch der Szene im Park beigewohnt und konnte sich das Verlangen Mérauts nicht erklären.

„Was würde die Königin sagen?"

„O, niemand soll mich sehen, Herr Rat, Sie führen mich

durch die Allee ins Haus und ich schleiche mich in das Zimmer hinein."

„Wie, Sie wollten?"

„Ja, ich will mich dem kleinen Könige nähern, ihn nur eine Minute sprechen hören . . ."

Der schwache Boscovich weigerte sich noch, aber er ging schon voran und Méraut folgte ihm.

Er gelangte mit Hilfe des Rats glücklich in das neben dem Krankenzimmer belegene Kabinett des Königs, die Verbindungsthür war halb geöffnet.

Mérauts Augen konnten die Dunkelheit nicht durchdringen, wohl aber hörte er die Stimmen der Königin, der Madame Silvis und des Kindes.

„Mama", fragte das Kind, „muß ich auch noch das Gebet der Könige hersagen?"

„Gewiß, mein Kind, aber weshalb fragst Du?"

„Weil ich mir denke, Mama, daß ich heute wohl den lieben Gott um ganz andere Sachen bitten könnte, als wie die in diesem Gebet. Aber Du willst es haben, Mama, also höre!"

Nun sagte er wieder das uns bereits bekannte Gebet auf.

Vom Nebenzimmer her hörte man einen tiefen Seufzer.

Die Königin zitterte.

„Bist Du es, Christian?" fragte sie während des Geräusches, welches die zufallende Thür verursachte.

Gegen Ende der Woche erklärte der Arzt, daß man jetzt den Kranken wieder nach und nach an größere Helle gewöhnen müsse.

„Schon?" fragte Friederike, „man hat mir gesagt, daß dies vor einem Monate nicht geschehen dürfe."

Der Arzt wollte der Königin nicht antworten, daß das rechte Auge bereits tot sei, ganz tot, ohne Hoffnung auf Wiederherstellung. Er zog sich durch einige Phrasen aus der Verlegenheit und niemand ahnte die Wahrheit.

Es wurde mit dem Patienten so verfahren, wie der Arzt es angeordnet hatte.

An einem heiteren Sonntage fuhr die Königin mit dem Kranken im offenen Landauer spazieren.

„Mama“, fragte Leopold, „glaubst Du, daß man mich jetzt noch als König in Illyrien mag, so wie ich jetzt beschaffen bin?“

Die Königin wollte vergehen vor Jammer. Sie sprach nun von dem König von Westphalen, der doch ganz blind sei.

„O ja! ein lächerlicher König . . . man hat ihn auch entthront!“

Dann erzählte sie ihm noch, um ihn zu zerstreuen, einige angenehme Sachen.

In diesem Augenblick bog der Wagen in eine schmale Allee ein, die nur eben Raum für die Wagengeleise bot. Ein Mann mußte, um nicht überfahren zu werden, zur Seite treten. Das Kind erkannte ihn nicht, aber die Königin erkannte ihn. Ernst, finster deutete sie mit einer Bewegung ihres Hauptes nach dem armen Kinde hin.

Das war ihre letzte Begegnung. Méraut verließ auf immer Saint-Mandé.

XVII.

Fides, Spes.

Der Herzog von Rosen trat zuerst ein.

„Es ist hier ein wenig feucht", sagte er langsam, „seit dem Tode meines Sohnes ist hier niemals gelüftet worden."

Es war gerade sehr frisch draußen, hier in diesen Räumen stand und lag noch alles so, wie in der Nacht des Abschiedsballes.

Als nach der Katastrophe von Gravosa Colette nach Nizza gereist war, um sich von den üblen Folgen ihres Wochenbettes zu erholen, hatte der alte Herzog sein Nachtlager und seine Wohnung in der Intendanz von Saint-Mandé aufgeschlagen. Sein eigenes Hotel stand ganz unbewohnt, denn leer konnte man wohl nicht gut sagen. Nun war er willens, sein ganzes Besitztum wieder zu verkaufen und vor allen Dingen seine Kostbarkeiten und gesammelten Raritäten an den Mann zu bringen, und dazu war er mit dem alten Leemans und Pichery zunächst in Verbindung getreten.

Wir wissen schon von früher her, daß der alte Herzog bei seinen Feldzügen viele Reichtümer zusammengebracht hatte aus aller Herren Länder. Darin wühlten und schnoberten nun die Herren Leemans und Pichery umher, daß es nur so eine Art hatte. Bei diesem Geschäft wollten sie ihren Verlust, den sie bei Toms berühmtem „großen Zug" notwendig erleiden mußten, wenigstens teilweise wieder rausschlagen.

Bei der aufgenommenen Inventur wurden in der Schublade eines kostbaren Schrankes eine Menge Briefschaften aufgefunden, welche der Herzog an sich nahm.

Nachdem er die beiden Händler entlassen hatte, begann er, neugierig geworden, die aufgefundene Korrespondenz zu mustern.

Was fand er darunter? Die ganzen Liebesbriefe seiner Schwiegertochter Colette mit dem König Christian, mit demselben König Christian, für den er sich bisher aufgeopfert hatte und auch noch weiter aufopfern wollte, für den er seinen einzigen Sohn in den Tod geschickt hatte.

Er schloß die Briefe wieder ein und begab sich auf seinen Posten in der Intendanz von Saint-Mandé, wo ihn schon wieder eine Unmasse von Rechnungen erwartete.

Als die größte Gefahr für den kleinen Verwundeten vorüber war, kam auch in Christian neuer Mut, aber nicht etwa zum guten Zweck, nein, er dachte nur darüber nach, wie er Sephora von neuem wiedergewinnen könne.

Obgleich er von ihr in ganz schroffer und gemeiner Weise aus dem Hause gleichsam hinausgeworfen worden war, ließ er immer noch nicht von dem Gedanken ab, sie wieder für sich zu erobern.

Sephora dachte aber darüber ganz anders, sie war praktisch. Sie wollte aus dem Schiffbruch retten, was irgend möglich war. Das Hotel in der Avenue de Messine sollte verkauft werden und von dem Erlös wollte sie mit Tom Levis zusammen so leben, wie es etwa ein reich gewordener bürgerlicher Rentier versuchen würde. Der brave Tom war aber anderer Ansicht, er wollte nun erst recht der Welt zeigen, was er zu leisten vermöge. Er wollte seinen Fehler reparieren, seinen verunglückten „großen Zug" durch einen neuen, besseren ausgleichen, und zu dem Zweck mußte er in der Avenue Messine ein großes Haus machen, splendide Feste geben, zu denen die Einladungen

nunmehr im Namen des Grafen und der Gräfin Spalato ergingen.

Christian II. versuchte nochmals, auch zu diesen Festen Zutritt zu erhalten, als er aber dabei nicht viel Glück hatte, ergab er sich endlich in sein Schicksal, er sah ein, daß Sephora fortan für ihn unerreichbar war.

Ob diese mit ihrem Tom ihre großen, weittragenden Pläne verwirklichen konnte? Wir wissen es nicht, wir werden beiden in dieser Erzählung nicht mehr begegnen. —

Méraut hatte seine alte Wohnung im Quartier Latin wieder bezogen, er war sehr krank, er fühlte sein Ende nahe.

Pater Alphée war noch mit ihm in loser Verbindung geblieben, und dieser war es, welcher der Königin Friederike eines Tages mitteilte:

„Majestät, Elysée Méraut liegt im Sterben.“

Dieser hatte soeben noch einmal alle seine alten Erinnerungen aufgefrischt, mit Wehmut hatte er das Vermächtnis seines Vaters betrachtet, das Bild des Königs mit dem Siegel darunter, welches die Inschrift enthielt: „Fides — Spes!“ Für ihn gab es keine Hoffnung mehr!

Selbst der Besuch des Onkel Sauvadon konnte ihm keinen Trost mehr bringen und ihn aufheitern. Er bereitete sich vor, der Welt Valet zu sagen.

Méraut liegt allein in seiner einsamen Kammer im Bett.

Plötzlich öffnet sich die Thür halb, er hört ein Rauschen von Gewändern und flüsternde Stimmen. Er glaubt, es sei eine Nachbarin, die sich nach ihm umsehen will, aber leise Schritte nähern sich seinem Bett, eine sanfte Stimme spricht leise zu ihm:

„Guten Tag, Herr Elysée!“

Großer Gott! sein ehemaliger Zögling Zara, der junge König Leopold V., etwas größer geworden, steht zaghaft neben seinem ärmlichen Bett und reicht ihm seine kleine Hand!

An der offnen Thür steht die Königin Friederike, sie hat nicht gewollt, daß er ohne Adieu von seinem Zögling sterben solle, sie ist fünf Treppen emporgestiegen und schickt dem armen Dulder Verzeihung durch ihren Sohn!

Méraut ergreift die Hand Leopolds, drückt sie an seine Lippen, und mit dem leisen Ausruf: „Es lebe der König!“ haucht er seine Seele aus.

XVIII.

Der Untergang einer Dynastie.

Der biedere Elysée Méraut hatte sein Leid überstanden, dem Exkönig Christian war dies noch nicht beschieden.

Unzufrieden mit sich selbst und seinen Erfolgen, zerfallen mit allem, was ehrbar und gut ist, dachte er jetzt nur noch daran sich und sein Gewissen zu betäuben. War er gut bei Kasse, dann suchte er seinen Freund, den Prinzen Axel, auf, und beide zusammen vollführten die tollsten Streiche und Extravakanzen. War ihm das Glück nicht hold gewesen, war Ebbe in seiner Kasse, dann verschmähte er es sogar nicht, mit seinem Kammerdiener Lebeau zusammen geringere dunkle Lokale zu besuchen, nur um sich zu zerstreuen. Er brauchte jetzt keinerlei Rücksicht mehr zu nehmen, er sank immer tiefer.

Auf der Place Vendome ging eine einfach aber sehr elegant gekleidete Dame an den Häusern auf und ab und schien eine Hausnummer zu suchen. Die Dame führte einen Knaben an der Hand.

Nachdem sie die richtige Nummer gefunden hatte, fragte sie den Portier:

„Doktor Bouchereau?“

„Erste Etage, Thür geradeaus“, antwortete dieser, „aber

wenn Sie nicht vorher eingeschrieben sind, werden Sie heute nicht angenommen."

Sie erstieg mit dem Kinde die Treppe. Oben wurde ihr dieselbe Antwort, wie sie ihr der Portier gegeben hatte.

„Ich werde warten", sagte die Dame.

Der Diener führte sie nun in den allgemeinen Wartesaal und beide nehmen in dem beinahe überfüllten Raum Platz. Der Doktor Bouchereau war ein sehr berühmter Augen-Arzt und Operateur.

Es vergehen Stunden, immer noch wartet die Mutter mit ihrem Kinde. Endlich ist die Reihe an ihnen, bei dem Arzt einzutreten. Dieser sitzt an seinem Schreibtisch und empfängt die Dame artig. Sodann fragt er nach den Einzelheiten des Leidens von dem Kinde, denn er sieht sofort, daß der Kleine der Patient ist. Die Mutter giebt die nötige Auskunft über das Augenleiden ihres Sohnes und die Ursache desselben.

Doktor Bouchereau spricht ihr Trost ein und nimmt behufs genauer Untersuchung den Kleinen dicht an sich heran. Um ihn zutraulich zu machen, fragt er lächelnd:

„Wie heißt Du, mein Kleiner?"

„Leopold, mein Herr."

„Leopold? — und weiter?"

Der Kleine sieht nach seiner Mutter hin, ohne zu antworten.

„Lieber Leopold, Du mußt Dein Jackett und Deine Weste ablegen, damit ich genau untersuchen kann."

Das Kind thut es.

Ach, das arme magere, beinahe verkrüppelte Kind! Wie krank der ganze Körper aussieht!

„Ist sein Vater alt?

„Nein, mein Herr, kaum fünfunddreißig Jahre."

„Oft krank?"

„Fast niemals."

„Gut, zieh Dich wieder an, kleiner Mann."

Der Arzt lehnt sich in seinen Sessel zurück und denkt nach, endlich spricht er leise:

„Madame, Ihr Kind ist wirklich in Gefahr, das Augenlicht zu verlieren, aber wenn es mein eigener Sohn wäre, ich würde ihn nicht operieren. Ohne mich weiter auszusprechen, muß ich Ihnen leider sagen, daß in dem Kleinen zu viel schlechtes, vergiftetes Blut steckt.“

„Königliches Blut steckt in ihm“, murmelte Friederike dumpf. Vor ihrem Geiste tauchte das Bild ihrer so elend gestorbenen erstgeborenen Tochter auf.

Bouchereau, durch diese Worte aufmerksam gemacht, erkannte jetzt die Königin Friederike.

„O, Madame, hätte ich ahnen können . . .“

„Keine Entschuldigung, Herr Doktor“, sagte Friederike ruhiger, „ich bin zu Ihnen gekommen, um die reine Wahrheit zu hören, welche den Königen auch in der Verbannung fast niemals gesagt wird. O, was sind wir doch unglücklich! Alle haben sie mich förmlich damit gepeinigt, mein Kind operieren zu lassen, alle wissen aber auch, daß es sich dabei um sein Leben handelt . . . Aber das Recht des Staates! In etwa vier Wochen werden die illyrischen Landtagsabgeordneten zu uns kommen, um ihren König zu sehen. So wie er jetzt ist, kann ich ihn allenfalls noch zeigen, aber ganz blind? Niemand würde ihn als König anerkennen. Also auf die Gefahr hin, ihn zu töten, die Abgeordneten würden die Operation verlangen. Er möge regieren oder sterben . . . so würden die Abgeordneten sprechen. Und ich sollte mich an solchem Verbrechen beteiligen? Armer Zara! Nein, nimmermehr, er soll leben! Leben soll er!“

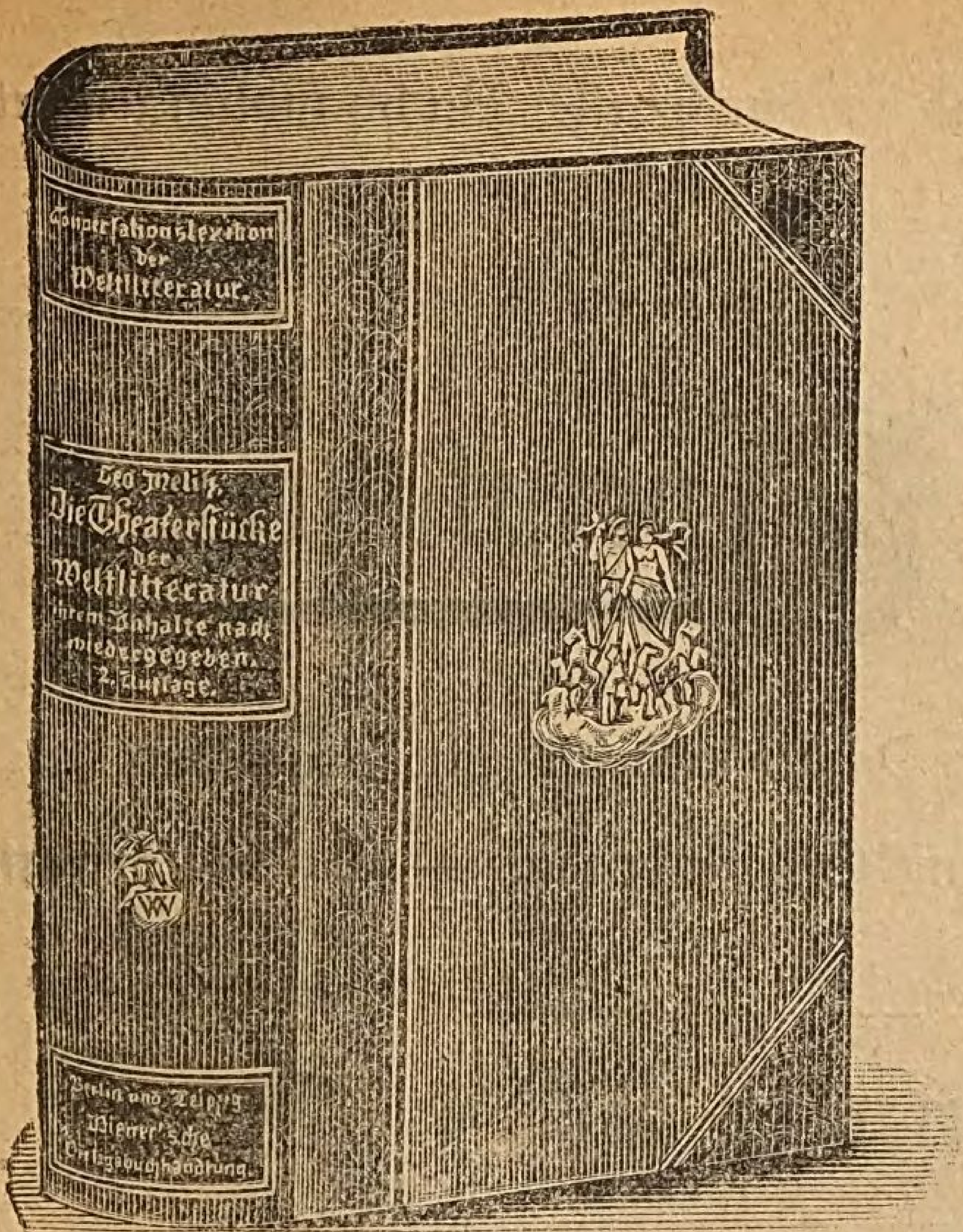
Es ist fünf Uhr abends. Friederike kehrt mit ihrem Sohne Leopold nach Saint-Mandé zurück, der Landauer fährt immer auf der schattigen Seite der Straßen. Jetzt ist sie entschlossen, nach so vielen Täuschungen, nach so vielen Kämpfen. Es ist alles zu Ende, die Dynastie mag erlöschen, aber ihr Kind soll leben!

„Mama", fleht das Kind, „wirst Du mich aber auch noch lieben, wenn ich nicht mehr König bin?"

„O, mein teures, geliebtes Kind!"

Dabei drückt sie leidenschaftlich die Hände des Kleinen in den ihrigen. Sie hat das Opfer gebracht! Friederike ist nur noch liebende Mutter, sie will nichts weiter sein, alles übrige ist für sie tot.

Druck von A. Seydel & Cie., Berlin C., Neue Friedrichstr. 48



Leo Melitz

Ober-Regisseur am Stadttheater zu Basel.

Die Theaterstücke der Weltlitteratur

ihrem Inhalte nach wiedergegeben.

Mit einer Einleitung:

Zur Geschichte der dramatischen Litteratur

und einem Anhange über:

Die Posse. — Die Operette. — Masken und Maske. — Die Schauspielkunst. — Die vergleichende Inhaltsdarstellung ähnlicher Dramen der Weltlitteratur.

Zweite völlig neu bearbeitete durchweg verbesserte Auflage.

45 Druckbogen

zweispalt. Satz, auf gutem Papier.

In hochelegantem

Original-Ganzleinen-Band

in reicher Goldpressung mit Umschlag im Carton.

Ladenpreis Mk. 5.



Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen 1892.

Das vornehm ausgestattete, handliche und umfangreiche Buch, **in eleganter** Ganzleinendecke, wird jeder Bibliothek, jedem Schreibtisch **zur Zierde** gereichen.

Es ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für jeden litterarisch **Gebildeten** und Halbgebildeten. Schriftsteller, Journalisten, **Theater-Direktoren, Dramaturgen,** Regisseure, Schauspieler, Professoren, **Lehrer und Lehrerinnen, Universitäts-Hörer,** Gymnasiasten, Erzieher und Erzieherinnen, **Beamte, Bankiers,** Kaufleute und überhaupt jeder Theaterbesucher und **Leute, welche** zu guter gesellschaftlicher Stellung gelangen, ohne **grundlegendes Wissen** zu besitzen, sind Interessenten.